

Die Basler St. Johannes-Kirche : ein Bau zwischen Tradition, Neuem Bauen und Machbarkeit

Autor(en): **Brodmann, Silvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **112 (2012)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-513704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Basler St. Johannes-Kirche. Ein Bau zwischen Tradition, Neuem Bauen und Machbarkeit

von Silvia Brodmann

1. Einleitung

1.1. Themenstellung

Unter Posaunenklängen und im Beisein einer grossen Festgemeinde fand am 4. November 1934, einem strahlendem Reformationssonntag, die Grundsteinlegung zur Johanneskirche, dem neuen reformierten Kirchen- und Gemeindezentrum beim Kannenfeld im Basler St. Johann-Quartier, statt. Die Frage «Ist Kirchenbau heute noch zeitgemäss?», die Pfarrer Jon Eya dabei vor versammelter Menge aufwarf, glaubte dieser aus vollem Herzen bejahen zu können: «Unter Materialismus und Gewaltgeist der Oberfläche zeigt sich besonders in der Jugend das Wachsen eines neuen Suchens nach Geist und Wahrheit.»¹ Eyas Frage verweist auf die Krise, in der sich die sakrale Architektur seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert befand. Die Kirche als Institution hatte an Einfluss verloren, die Kirche als Bauwerk hingegen dominierte noch immer Stadt- und Ortsbilder. Im Bewusstsein dieses Missverhältnisses zwischen Sein und Schein arbeiteten die interessantesten modernen Kirchenbauer – so auch Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, deren Basler Johanneskirche von einer neuen Gesinnung zeugt.

Der folgende Aufsatz² befasst sich mit der an der Ecke Mülhauser- und Metzgerstrasse gelegenen St. Johannes-Kirche (Abb.1) und untersucht zunächst Form und Konstruktion des 1934–1936 errichteten Bauwerks. Diese Bestandssicherung wird gestützt durch umfangreiche Archivalien zur Baugeschichte, einen gut erhaltenen Planbestand sowie zahlreiche Skizzen und Fotos aus dem Nachlass der beiden Architekten. Nicht aufzufinden war hingegen der Erläuterungsbericht zum Wettbewerbsbeitrag von Egender & Burckhardt, und auch auf anderweitige Aufzeichnungen der Architekten zur Begründung ihrer Entwurfsmethoden kann nicht zurückgegrif-

1 National-Zeitung, 5. November 1934.

2 Es handelt sich um die gekürzte und überarbeitete Fassung einer Lizentiatsarbeit, welche die Autorin 2009 am Kunsthistorischen Seminar der Universität Basel bei Prof. Dr. Gottfried Boehm und PD Dr. Axel Gampg einreichte.

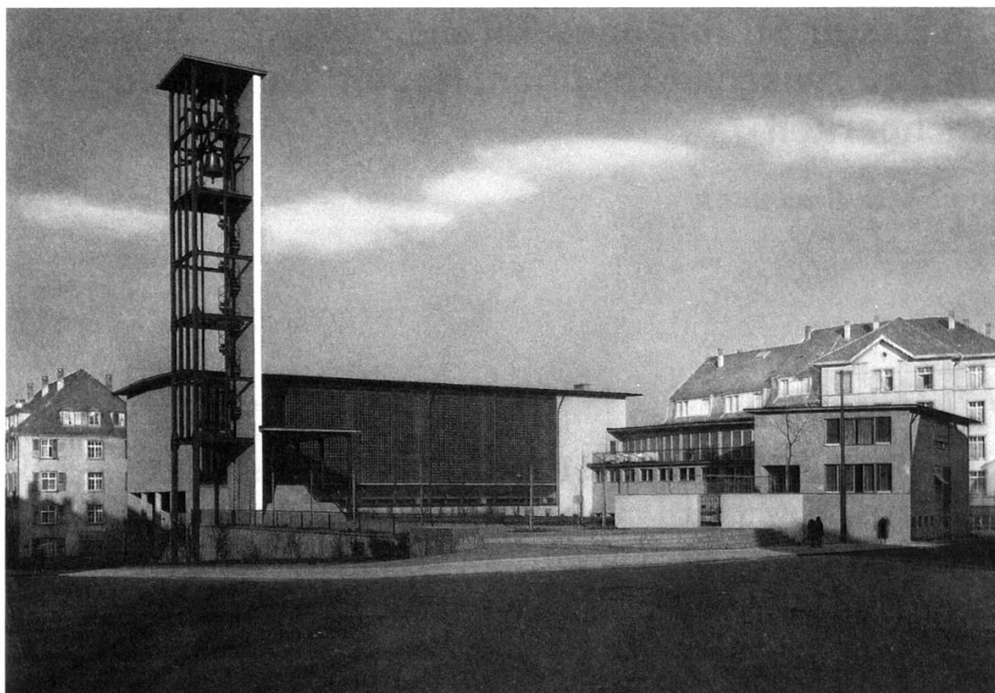


Abbildung 1

Basel, reformierte St. Johannes-Kirche. Architekten: Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, 1934–1936. Ansicht von Südwesten, kurz nach Fertigstellung. Foto: Basler Denkmalpflege.

fen werden. Beim anschliessenden Versuch, die Johanneskirche architekturhistorisch einzuordnen und mit ihrer Zeit zu verbinden, geht es einerseits um ihre Einbettung in den protestantischen Kirchenbau des 20. Jahrhunderts und andererseits um die Bestimmung ihrer Position innerhalb der Bewegung des Neuen Bauens.

1.2. Krise und Aufbruch

Die St. Johannes-Kirche entstand zwischen 1934 und 1936, in einer Zeit, die von der Weltwirtschaftskrise geprägt war. Auch Basel als Industriestadt litt erheblich unter dem Einbruch der Wirtschaftskonjunktur, deren Stagnation bis 1936 anhielt. Der politische Alltag in Basel wurde in der ganzen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von der Polarisierung zwischen dem traditionellen bürgerlichen Lager und dem etwa gleich starken linken Block der Sozialdemokraten und Kommunisten bestimmt. Auch die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt, deren Organisation im Gegensatz zur Römisch-katholischen auf demokratischer Grundlage fusste, spaltete sich in eine konservative und eine eher fortschrittliche Richtung, deren jeweilige Vertreter sich in den Gemeinden oft unnachgiebig gegen-

überstanden.³ In der reformierten wie der katholischen Kirche gleichermaßen verbreitet war indessen die Skepsis gegenüber den tiefgreifenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen, welche die industrielle Revolution ausgelöst hatte. Die Scheu vor der Moderne äusserte sich nicht zuletzt im Festhalten an sakraler Architektur und Bildkunst, die in einem überkommenen historischen Formenkanon zu erstarren drohten.

Ein Zeichen des Aufbruchs setzte die 1925–1927 erbaute katholische Antoniuskirche in Basel, bei der zum ersten Mal in der Schweiz Sichtbeton im Kirchenbau zum Einsatz kam. Mit seinem nur wenige Schritte von der späteren Johanneskirche entfernten Gotteshaus schuf Karl Moser eine Kultstätte, die trotz monumentaler Wirkung und traditionellem Grundriss Ausdruck der neuen, modernen Baugesinnung war. Seine Kirche unterschied sich zumindest von der bautechnischen und materiellen Seite her kaum mehr vom Fabrikbau. Ihr 62 m hoher Turm indes dominiert noch heute das ganze Basler Westplateau und manifestiert zusammen mit dem mehrfach gestuften Eingangsportal sakrale Monumentalität. Die Bauherrschaft der Johanneskirche hingegen wählte mit dem Entwurf von Egender & Burckhardt ein Projekt, das jegliche Monumentalität vermied und von den Funktionen eines Versammlungsraumes ausging.

1.3. Die Architekten und ihr Werk

Verantwortlich für den Bau der St. Johannes-Kirche zeichneten die beiden Zürcher Architekten Karl Egender (1897–1969) und Ernst Friedrich Burckhardt (1900–1958), die auch in Basel keine Unbekannten waren, wirkten sie doch – unabhängig voneinander – mit einigen der damals fortschrittlichsten Schweizer Architekten am Bau der 1930 entstandenen WOBA-Siedlung mit.⁴ Karl Egender prägte

3 Auch die Kirchengemeinde St. Peter, zu welcher das St. Johann-Quartier gehörte, teilte sich in eine etwa gleich starke konservative und freisinnige Anhängerschaft. Ab 1894 setzte sich das vierköpfige Pfarrkollegium aus jeweils zwei Vertretern der konservativen Gruppe, den sogenannten Positiven, und zwei Vertretern des Freisinns zusammen, vgl. Hans Adolf Vögelin: Die Entwicklung des Äusseren St. Johann-Quartiers, in: 146. Neujahrsblatt, hrsg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, Basel 1968, S. 82f.

4 In Zusammenhang mit der «1. Schweizerischen Wohnungsausstellung Basel» (WOBA) lud der Schweizerische Werkbund 13 verschiedene Architekturfirmer aus der ganzen Schweiz ein, günstigen Wohnraum für Familien zu erstellen. Mittels standardisierter Materialien und raffinierter Raumkonzepte errichteten Burckhardt wie auch die Architektengemeinschaft Egender & Steger auf knappem Grundriss Wohnungen für Familien,

mit dem Bau der Gewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums Zürich, den er 1930–33 in Gemeinschaft mit Adolf Steger erstellte, die frühe Phase des Neuen Bauens in der Stadt Zürich wesentlich mit, während Ernst F. Burckhardt an wichtigen Auftritten der neuen Baugesinnung wie der Stuttgarter Weissenhofsiedlung, der Wohnausstellung in Basel, den Rotach-Häusern in Zürich und der Zürcher Neubühl-Siedlung mitwirkte. Burckhardt gehörte zum engeren Kreis der schweizerischen Architektur-Avantgarde, deren Anliegen er auch als Redaktionsmitglied der Zeitschriften «Information», «weiterbauen» und «Plan» vertrat. 1932 schlossen sich sowohl Burckhardt als auch Egender den CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) an, deren Ziel es war, die Grundlagen der modernen Architektur und Stadtplanung durch internationalen Erfahrungsaustausch zu festigen und das Verständnis für die Anliegen des Neuen Bauens in Fach- und Behördenkreisen zu fördern.

Die Basler Johanneskirche ist nicht nur der einzige Bau, den die beiden Architekten zusammen realisierten, sondern auch der einzige Sakralbau innerhalb ihres jeweiligen Werks. Die beiden Zürcher Architekten lassen sich somit nicht in die Reihe der modernen Schweizer Kirchenbauer stellen wie etwa Hermann Baur oder Fritz Metzger, der sich mit seinem ganzen Werk für eine Erneuerung des Kirchenbaus einsetzte.

2. Eine Kirche für das äussere St. Johann-Quartier

2.1. Die Ideen-Konkurrenz von 1915

Bis 1960 gehörte das Basler St. Johann-Quartier zur Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde St. Peter, die im 19. Jahrhundert noch zu den vornehmen Gemeinden zählte. Durch die Ausdehnung der Stadt nach dem Abbruch der Stadtmauern in den 1870er Jahren veränderte sich die Bevölkerungsstruktur jedoch grundlegend. Während das Gebiet innerhalb der ehemaligen Stadtmauern einige stattliche Häuser aufzuweisen hatte, entwickelte sich das äussere St. Johann von Beginn an als ein von Industrie und Bauspekulation geprägtes Arbeiterquartier, in dem sich nebst Zuzüglern aus allen Gegenden der Schweiz auch viele Elsässer, Deutsche und Italiener niederliessen. Von Anfang an befand sich die Bevölkerung hier in

die finanziell mit dem Existenzminimum auskommen mussten. Vgl. dazu «Das Werk. Schweizer Monatsschrift für Architektur, freie Kunst, angewandte Kunst», Jg. 17 (1930), S. 295–316.

einer benachteiligten Situation, siedelten doch die Behörden im Nordwesten der Stadt nicht nur reichlich «schlechtes» Gewerbe an, wie den Schlachthof, das Gaswerk oder die Strafanstalt, deren Standorte zwischen dem St. Johannis-Tor und der Landesgrenze zu liegen kamen, sondern sie vernachlässigten auch Infrastruktur und Planung des sich rasch ausdehnenden Stadtviertels.

Die Petersgemeinde erkannte schon früh, dass für die anwachsende Bevölkerung ihres Aussenbezirks nebst der Peterskirche, die ganz am inneren Rand der Gemeinde lag, ein zweites Gotteshaus erbaut werden müsse. 1911 konstituierte sich eine erste Kommission, die sich mit der Findung eines geeigneten Bauplatzes beschäftigte, woraufhin die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt im Oktober 1913 ein Grundstück von 3000 m² erwarb, für das sie mitsamt «schützenden Servitutsbestimmungen gegen Wirtschaftsbetriebe, Lärm und sonstige Belästigungen in der unmittelbaren Nachbarschaft» einen Preis von Fr. 135 000.– bezahlte.⁵ Das langgezogene Dreieck am Berghang zwischen Mülhauser-, Metzger- und Hagenauerstrasse, dessen vorspringende Ecke an den Kannenfeldplatz stösst, war einst Teil der Sommerresidenz der Familie Bischoff-Merian, ein ursprüngliches Rebgut, auf dem 1870 ein Wohnhaus mit Aussichtsturm errichtet worden war. Das am Rande des Quartiers und abseits wichtiger Verkehrsachsen gelegene Areal zeichnete sich nach Meinung der Baukommission durch seine «dominierende Höhenlage» und den Vorteil einer noch nicht vollständig überbauten Umgebung aus. Zudem kam der neu angelegte Kannenfeldplatz mit der Erweiterung der Tramlinie 4 an die Strecke Zentralbahnhof–Bahnhof St. Johann–Elsässerstrasse zu liegen.

Der Zustrom von Arbeitern und Arbeiterinnen führte nicht nur zu grossen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, auch das Leben in den Kirchengemeinden begann sich zu verändern: Vereine, Hilfswerke, Jugendgruppen wurden gegründet, soziale und kulturelle Anlässe organisiert, was neue Raumbedürfnisse entstehen liess. Man benötigte nun nebst einem Kirchenraum auch einen Versammlungssaal und weitere kleinere Nebenräume für Kurse und gemeinschaftliche Tätigkeiten. Die Petersgemeinde lehnte daher bei der Planung ihres Neubaus eine Kirche im «gewöhnlichen, bisherigen Sinn des Wortes» ab und sprach sich gegen einen ausschliesslich repräsentativen Bau wie die Basler Paulus- oder Matthäuskirche aus,

5 Archiv der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt (AERK-BS), Ratschlag Nr. 19, der Synode der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt vorgelegt am 10. November 1913.

wollte aber auch kein nüchternes Gemeindehaus, sondern eine Kombination von Kirche und Gemeindehaus.⁶ Das Raumprogramm der im Juni 1915 ausgeschriebenen Ideen-Konkurrenz umfasste nebst einem Kirchenraum mit 1200 Sitzplätzen auch einen Gemeindesaal, ein Sitzungs- und mehrere Vereinszimmer sowie eine Sigristenwohnung und zwei Pfarrhäuser.⁷

Den Wettbewerb gewann die Architektengemeinschaft von Rudolf Suter und Otto Burckhardt aus Basel, deren Entwurf einen auf drei Seiten mit Arkaden gesäumten Kirchhof zeigt, um den sich Kirche, Pfarrhaus und Sigristenwohnung zu einem Ensemble gruppieren, das vom Turm zusammengehalten wird. In ihrem Äusseren weicht die Anlage der Basler Architekten nicht von Vertrautem und Hergebrachtem ab, sondern zeichnet sich lediglich durch eine wirksame Einbeziehung und Gruppierung der Nebengebäude aus. Insbesondere der Turm mit seinem hohen Helmdach im Verein mit den Torbogen und Erkern der Häusergruppe ruft einen fast ländlichen Eindruck hervor und beschwört eine dörfliche Idylle, die in hartem Kontrast zu den mehrstöckigen Mietskasernen des städtischen Aussenquartiers steht. Die wesentlichen Neuerungen sind ins Innere der Kirche verlegt, wo nun statt der einen bis zum Dach durchgehenden Halle mehrere Säle stockweise übereinander liegen. Obwohl auch Entwürfe eingereicht wurden, die sich mit einem blossen Laternenaufbau begnügten, prämierte das Preisgericht gerade die Projekte, die sich durch ausgesprochen energisch entwickelte Türme auszeichneten. Dies macht deutlich, dass am Glockenturm, dem anschaulichsten Kennzeichen der Kirche, festgehalten wurde und man keineswegs gewillt war, die Kirche durch das Gemeindehaus zu ersetzen.

6 Schreiben der Baukommission St. Peter vom 5. Februar 1915 an den Kirchenvorstand von St. Peter, AERK-BS, Nr. L 2.030, Kirchgemeinde St. Peter, Korrespondenz 1911–1935. Die Gemeinde berief sich dabei auf Vorbilder in Frankfurt und Offenbach. Die Matthäuskirche in Frankfurt, eine neugotische Gruppenanlage von Friedrich Pützer 1903–1905 erbaut, wie auch die 1914 erstellte Lutherkirche in Offenbach, die Kirchenraum und Gemeinderäume unter einem Dach vereint, sind frühe Beispiele eines neuen Kirchentypus, der Raum für ein aktives Gemeinde- und Vereinsleben bietet.

7 AERK-BS, Nr. L 2.030, Programm für die Ideen-Konkurrenz zur Erlangung von Plänen für ein kirchliches Gebäude mit Pfarrhäusern und Sigristenwohnung auf dem der Evangelisch-reformierten Kirche gehörenden Areal an der Metzger- und Mülhauserstrasse in Basel, 31. Mai 1915.

2.2. Eine zweite Ausschreibung im Jahre 1930/31

Die Überarbeitung des Projekts von Burckhardt & Suter war bereits weit fortgeschritten, als die Kirchenleitung angesichts der stark angestiegenen Baupreise beschloss, von der Ausführung kirchlicher Neubauten bis auf weiteres abzusehen.⁸ Auch in den ersten Nachkriegsjahren war an eine Realisierung des Bauvorhabens an der Metzgerstrasse nicht zu denken, zeichnete sich doch ein empfindlicher Rückgang an Steuereinnahmen ab. 1926 ersuchte die Petersgemeinde um den sofortigen Bau eines einfachen Gemeindehauses. Diese Pläne mussten jedoch wieder beiseite gelegt werden. Da sich die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt in den ersten Jahren nach der Aufhebung ihrer staatskirchlichen Stellung⁹ mit einer Vielzahl von baulichen Forderungen konfrontiert sah, liess der Kirchenrat einen Gesamtplan für Neubauten ausarbeiten, den er am 21. März 1928 der Synode vorlegte. Dabei erhielten die Bauwünsche der Petersgemeinde direkt nach dem Gemeindehaus Oekolampad am Allschwilerplatz eine Vorrangstellung eingeräumt.¹⁰

Die Petersgemeinde griff nun auf ihr ursprüngliches Projekt – eine Kirche in Kombination mit Gemeinderäumen – zurück. Eine von der Gemeinde in Auftrag gegebene Vorstudie stellte jedoch fest, dass die vorhandenen Baupläne von 1916 nicht mehr zu verwenden waren. Nicht nur hatten sich die Verhältnisse des Bauplatzes durch die Kassierung der Hagenauerstrasse und die Neuanlage des Krayenrains verändert, auch wurden die von Burckhardt & Suter entworfenen Bauformen nicht mehr als zeitgemäss empfunden. Der Kirchenvorstand von St. Peter forderte daher eine neue, erweiterte Ideen-Konkurrenz und drängte auf eine baldige Realisierung des neuen Gemeindezentrums, von dem sich die Gemeinde ein aktiveres kirchliches und kulturelles Leben erhoffte, insbesondere eine stärkere Einbindung der städtischen Arbeiterschaft, die sich, wie Pfarrer Adolf Preiswerk in seinem Jahresbericht von 1928 darlegte, «nur schwer für das Kirchliche gewinnen liess».¹¹

8 Die Baupreise stiegen während des Ersten Weltkrieges etwa um das Dreifache an. Wurden die Kosten für das Projekt von Suter & Burckhardt 1915 noch mit Fr. 700 000.– veranschlagt, rechnete man nach dem Krieg mit mehreren Millionen Franken (wie Anm. 7).

9 1911 kam es im Kanton Basel-Stadt zur Trennung von Kirche und Staat. Die reformierte und die christkatholische Kirche erhielten den Status öffentlich-rechtlicher Körperschaften, während die katholische Kirche bis 1972 vereinsrechtlich organisiert blieb.

10 AERK-BS, Ratschlag Nr. 85 zum Kirchlichen Bauprogramm, vom Kirchenrat der Synode vorgelegt am 21. März 1928.

11 AERK-BS, Jahresberichte der Kirchgemeinde St. Peter 1911–1945.

Am 20. Dezember 1930 erfolgte in der «Schweizerischen Bauzeitung» und in der Tagespresse die Ausschreibung der neuen Plan-Konkurrenz. Teilnahmeberechtigt waren alle in Basel wohnhaften, in der übrigen Schweiz niedergelassenen schweizerischen und im Ausland wohnhaften baslerischen Architekten, die der evangelischen Konfession angehörten. Die mit Paul Bonatz, Professor für Städtebau an der Technischen Hochschule Stuttgart, und Otto Rudolf Salvisberg, Nachfolger von Karl Moser auf dem Lehrstuhl für Architektur an der ETH Zürich, prominent besetzte Jury machte die hohen Ansprüche, die an den Bau der Johanneskirche gestellt wurden, von Beginn an deutlich.¹² Zudem war die Bausumme mit Fr. 900 000.– erstaunlich hoch angesetzt. Das Raumprogramm, das von demjenigen aus dem Jahre 1915 lediglich in Bezug auf die gewünschten Gemeinderäume abwich, umfasste ein kirchliches Gebäude mit Glockenturm und Uhr, das einen Kirchenraum mit 1200 Sitzplätzen, eine Sakristei, einen Gemeindesaal mit Bühne und Teeküche, zwei Vereinszimmer, zwei Zimmer für die Kinderlehre, ein Lesezimmer mit Ausleihbibliothek und einen Raum für Jugendarbeit zu beherbergen hatte. Zu planen waren ausserdem eine Sigristenwohnung sowie ein Pfarrhaus mit Pfarrgarten.¹³

Trotz der konfessionellen Klausel ging die erstaunliche Zahl von 141 Entwürfen ein. Auf den ersten Rang kam das Projekt von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt aus Zürich zu stehen. Der zweite Rang fiel an Walter Bützberger aus Luzern, während zwei gleichwertige dritte Ränge an die Architektengemeinschaft Bräuning, Leu & Dürig aus Basel und an Friedrich Beckmann aus Hamburg vergeben wurden.

2.2.1. Die Bewertung der eingegangenen Entwürfe

Das Preisgericht des Wettbewerbs wusste um die Schwierigkeiten, den Bauplatz zu bearbeiten, lag dieser doch zwischen zwei spitzwinklig zusammenlaufenden Strassen, die gegen den Kannenfeld-

12 Im Preisgericht sassen nebst Vertretern der Kirche die Architekten Paul Bonatz aus Stuttgart, Niklaus Hartmann aus St. Moritz sowie Werner Pfister und Otto Rudolf Salvisberg aus Zürich. Die Kirche wurde durch Prof. Dr. Rudolf Handmann, Präsident des Kirchenrates, Adolf Fischer, Präsident der kirchlichen Baukommission, und Hans Löw, Pfarrer der Kirchgemeinde St. Peter, vertreten.

13 AERK-BS, Nr. J 8.002, J 8.004 und J 8.006, Programm für die Ideen-Konkurrenz zur Erlangung von Plänen für die kirchlichen Gebäude auf dem der Evangelisch-reformierten Kirche gehörenden Areal an der Metzger- und Mülhauserstrasse in Basel vom 5. Dezember 1930.

platz hin beträchtlich anstiegen. Die Probleme, die sich durch das abfallende Gelände und dessen städtebauliche Lage ergaben, schlugen sich in den eingegangenen Entwürfen in einer grossen Vielfalt an Ergebnissen nieder, die mit den fast durchwegs gleichen vier Baukörpern – Kirche, Gemeindehaus, Pfarrhaus und Turm – erzielt wurden. Auch die Verfasser der prämierten Entwürfe warteten mit höchst unterschiedlichen Gesamtdispositionen auf: Während zwei Bewerber den Hauptbau quer zur vorhandenen Bebauung auf die hintere Grenze des Areals stellten, verlegten drei Autoren ihr Kirchengebäude an die Mülhauserstrasse, und zwei Entwürfe rückten ihr Kirchengebäude an die Metzgerstrasse.

Zwar legte die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt in ihrer Ausschreibung den zu wählenden Stil nicht fest, doch machte man keinen Hehl aus dem Wunsch nach einer modernen, zeitgemässen Kirche für das Aussenquartier. Die nahe Antoniuskirche mit ihrem mächtigen, hohen Turm stellte dabei eine wichtige Bezugsgrösse dar, wurde doch zur Beurteilung der eingereichten Entwürfe auch ein Modell von Karl Mosers St. Anton angefertigt, das neben das Modell des Platzes geschoben werden konnte. Es erstaunt darum wenig, dass die grosse Mehrheit der Wettbewerbsteilnehmer darauf verzichtete, auf historische Baustile zurückzugreifen, und sich dafür neuer, moderner Formen bediente. Die Qualität der eingereichten Entwürfe liess jedoch nach Meinung der meisten Kritiker zu wünschen übrig. Peter Meyer, einer der einflussreichsten schweizerischen Kunstkritiker und Redakteur der Zeitschrift «Das Werk», warf dem Gros der Wettbewerbsteilnehmer eine «vollkommene Empfindungslosigkeit gerade für das Kubische» vor und stellte ernüchert fest, dass sich das Preisgericht glücklich schätzen könne, «unter den eingegangenen Entwürfen überhaupt einen überzeugenden ersten Preis gefunden zu haben, denn schon beim zweiten Rang beginnt das graue Elend.»¹⁴

Der im ersten Rang prämierte Entwurf von Egender & Burckhardt, deren Absicht sich bereits an ihrem Motto «Riegel» erkennen lässt, stellt den Haupttrakt quer zur bestehenden Bebauung (Abb. 2). Dadurch wird der Platz in seiner ganzen Breite abgeriegelt und es entsteht eine eindrucksvolle Baumasse. Trotzdem ist das Projekt äusserst wirtschaftlich konzipiert. Die flachgedeckte Anlage besteht aus einem zweigeschossigen Saalbau mit Versammlungsraum im Untergeschoss und Kirchenraum darüber, einem dreigeschossigen Wohn- und Gemeindehaustrakt, einem daran anschliessenden nie-

14 Peter Meyer: Kirchen, in: Schweizerische Bauzeitung 98 (1931), S. 223f.

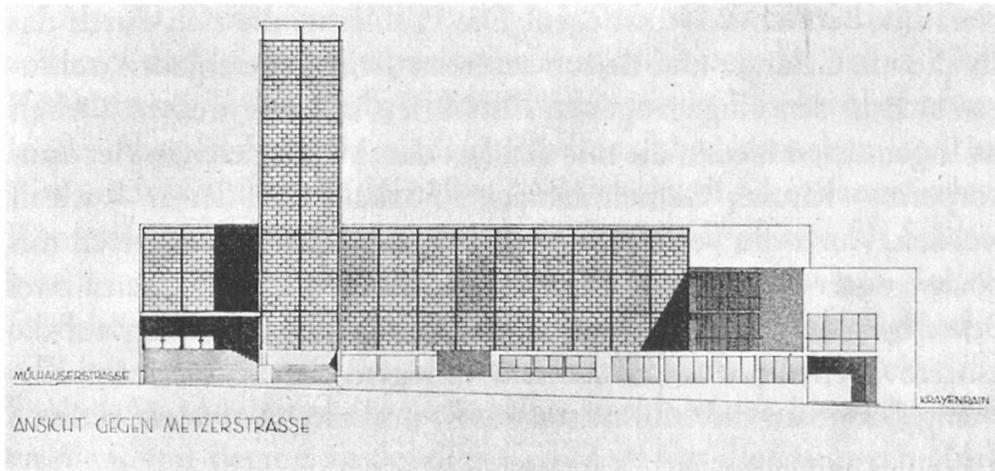


Abbildung 2

Wettbewerb für eine reformierte Kirche in Basel, 1930/31, Projekt Nr. 89 «Riegel», von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt. Foto: Schweizerische Bauzeitung 98 (1931).

deren, langgestreckten Flügel mit Unterrichtszimmern und Hauswartswohnung sowie einem dem Haupttrakt vorgelagerten Turm. Durch die Querstellung des Kirchengebäudes auf die Nordostgrenze gewinnen die Architekten nicht nur günstige Lichtverhältnisse für ihre Neubauten sowie einen grosszügigen weiten Platz zum Kannenfeldplatz hin, sondern schirmen auch Kirche und Kirchhof gegen die etwas tiefer liegende Wohnbebauung ab. In klarer Folgerung daraus schliessen sie den Kirchenraum gegen Nordosten vollständig ab und öffnen ihn gegen Südwesten ebenso vollständig.

Auch die zweit- und drittprämierten Entwürfe warteten mit modernen, streng kubischen Formen auf. Entstanden sind jedoch reichlich monumentale Lösungen, die in ihrer Erscheinung – im Gegensatz zum Projekt von Egender & Burckhardt – am traditionellen Bild der Kirche festhielten. Zwar lobte die Jury diese Absicht, vergab den ersten Rang aber trotzdem an die beiden Zürcher Architekten, denn deren Projekt überzeugte nicht zuletzt aus praktischen Überlegungen, «sowohl bezüglich der Situation als der baukörperlichen Gestaltung, der Grundrissorganisation, wie auch des knapp bemessenen Kubus».¹⁵ Kritisiert wurde hingegen die formale Durchbildung, insbesondere das Fehlen jeglicher Monumentalität. Die Jury schlug daher eine Erhöhung von Gemeindesaal und Kirchenraum vor. Auch die vollständige Durchfensterung der Südwand

¹⁵ AERK-BS, Nr. J 8.002, J 8.004 und J 8.006, Bericht des Preisgerichts vom 13. Mai 1931.

durch Glasbausteine stiess auf wenig Beifall, weshalb eine Reduzierung der hofseitigen Glasfront gefordert wurde, ohne dabei die Idee der intensiven einseitigen Raumbelichtung aufzugeben.

2.2.2. Die engere Konkurrenz von 1933

«Eine schmerzliche Niederlage» betitelte Pfarrer Jon Eya seinen Appell in der Basler National-Zeitung vom 12. Juli 1932, in dem er sich gegen den Beschluss der Synode vom 6. Juli 1932 stellte. Diese war dem Ratschlag des Kirchenrats gefolgt und hatte mit knapper Mehrheit den Entscheid gefällt, auf das prämierte Projekt von Egender & Burckhardt angesichts der erschöpften Kasse der Kirche zu verzichten und dafür ein wesentlich kostengünstigeres Gebäude mit einem reduzierten Bauprogramm zu errichten.¹⁶ Pfarrer Eya, der wie sein Kollege Samuel Dieterle an dieser Sitzung durch den Beschluss, niemand dürfe mehr als zweimal zur Sache reden, praktisch ausgeschaltet worden war, legte nun in drei hintereinander erscheinenden Zeitungsartikeln die Anliegen und Bedürfnisse der Petersgemeinde ausführlich dar und brachte gleichzeitig deren bittere Enttäuschung über den Aufschub des langersehnten Neubauprojekts zum Ausdruck.¹⁷

Der Kirchenratspräsident rechtfertigte den Entscheid der Synode mit dem Hinweis auf die prekäre finanzielle Lage der Kirche. Der Kostenrahmen des 1928 aufgestellten Bauprogramms sei bereits massiv überschritten worden, allein der Bau des 1931 fertiggestellten Oekolampad-Gemeindehauses habe die veranschlagten Kosten um das Doppelte überstiegen. Gleichzeitig seien die Einnahmen aus der Kirchensteuer beträchtlich zurückgegangen, weshalb sich der Rat gezwungen sah, der Synode den Ratschlag zu unterbreiten, das Bauprojekt an der Metzgerstrasse, das den einstigen Etat von Fr. 900 000.– zu sprengen drohte und nun auf 1,5 Millionen Franken veranschlagt wurde, zu reduzieren und ein Kostendach von Fr. 600 000.– festzulegen, denn mehr könne sich die Kirche zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht leisten.¹⁸

16 AERK-BS, Ratschlag Nr. 106 betreffend Durchführung des reduzierten Bauprogramms der St. Petersgemeinde, der Synode vorgelegt am 6. Juli 1932.

17 National-Zeitung, 12., 13. und 26. Juli 1932.

18 National-Zeitung, 18. und 19. Juli 1932. – Jedoch vermochte Kirchenratspräsident Alphons Koechlin den Verdacht, die Kirche habe entgegen früheren Versprechungen ihr Vermögen für andere Bauvorhaben verwendet, nicht zu entkräften. Im Widerspruch zum Gesamtplan von 1928 wurde der Bau des Zwinglihauses an der Gundeldingerstrasse und

Entschlossen, ihre «wohlerworbenen und wohlbegründeten Gemeinderechte» nicht kampflos preiszugeben, wies die Petersgemeinde den Vorschlag eines kostengünstigeren «nüchternen primitiven Saalbaus» zurück und setzte sich für eine etappenweise Realisierung des prämierten Projekts von Egender & Burckhardt ein.¹⁹ Der Kirchenrat indes verwarf einen Bau in Etappen, zeigte sich aber bereit abzuklären, ob sich das Projekt der beiden Zürcher Architekten auf die beschränkte Bausumme von Fr. 600 000.– reduzieren liesse. Dabei kam die kirchliche Baukommission zum Schluss, dass eine sorgfältige Prüfung die Ausarbeitung neuer Pläne nötig machte, worauf erneut die Frage auftauchte, ob nicht doch ein Unternehmen aus Basel den Zuschlag für den Neubau erhalten sollte. Zwar beharrte der Kirchenrat nicht auf einer direkten Vergabe an ein Basler Architekturbüro, doch sprach er sich für eine weitere Plan-Konkurrenz aus, und zwar zwischen den Architekten des erstprämierten Projekts und der einzigen mit einem Preis ausgezeichneten Basler Architekturfirma Bräuning, Leu & Dürig.

In den beiden Architektengemeinschaften standen nicht nur ein Basler und ein Zürcher Büro miteinander in Konkurrenz, sondern auch zwei unterschiedliche Architekturauffassungen, die bereits beim Wettbewerb für den Friedhof am Hörnli (1922/23) und später beim Neubau des Kunstmuseums (1932–1936) heftige Kontroversen auslösten. In diesen mit viel Polemik geführten Auseinandersetzungen stiessen die Vertreter der Moderne auf eher konservative Kräfte im Umkreis des Heimatschutzes. Doch während beim «Hörnli» der erste Preis an die Traditionalisten ging, gab im Fall der Johanneskirche das Preisgericht²⁰ am 24. März 1933 dem Entwurf von Egender & Burckhardt infolge der «überlegenen, klaren und fein empfundenen Grundrisslösung» einstimmig den Vorzug, worauf diese mit der Ausarbeitung einer weiteren Vorstudie beauftragt wurden. Dazu gab die Jury folgende Empfehlung ab:

der St. Markus-Kirche im Hirzbrunnen-Quartier dem Projekt der Petersgemeinde vorgezogen.

19 National-Zeitung, 12. Juli 1932.

20 Dem Preisgericht gehörten auch diesmal die Architekten Werner Pfister aus Zürich und Niklaus Hartmann aus St. Moritz an, ausserdem die Basler Architekten Ernst B. Vischer und Julius Maurizio, sowie Adolf Fischer, Präsident der kirchlichen Baukommission, Pfarrer Jon Eya aus der Petersgemeinde und L. Treu-Rösch, Präsident des Kirchenvorstandes St. Peter.

«In dieser Projektstudie sollte der kirchliche Charakter im Aeusseren besser zum Ausdruck gebracht werden. Insbesondere sollte ein Glockenturm anstelle des Glockengerüsts vorgesehen werden. Ferner sollte versucht werden, das bestehende erhöhte Terrain so viel wie möglich zu belassen und durch die dadurch erreichte Höherstellung der Gebäude eine starke Dominante in die Umgebung zu bringen.»²¹

Wie eine den Preisrichtern im Juni 1933 zugeschickte Visualisierung der zukünftigen Johanneskirche aufzeigt (Abb. 3–6), wurde das «Glockengerüst», ein auf den Kirchenkörper aufgesetzter offener Glockenträger, durch einen selbständigen, freistehenden Baukörper ersetzt – eine Lösung, die eher den Vorstellungen der Gemeinde entsprochen haben dürfte, ging doch diese von einem stattlichen, repräsentativen Turm aus. Wenig Beifall erhielt allerdings dessen Gestaltung. Nach Ansicht der Jury wäre ein geschlossener Turm als Gegensatz zur stark aufgelösten Fassade weit besser zur Geltung gekommen. Dementsprechende Vorschläge von Egender & Burckhardt zeigen auf, dass Lösungen mit einem geschlossenen Turm geprüft wurden, doch setzten sich letztlich die Architekten durch, denen es wichtig war, «dass der Turm leicht und durchsichtig bleibt und die Klarheit der Konstruktion nicht durch Einbauten verloren geht.»²²

Auch die vollständige Durchfensterung der Kirchensüdwand musste reichlich Kritik einstecken. Die Bauherrschaft hatte nicht nur ästhetische Bedenken, sondern befürchtete auch eine zu starke Sonneneinstrahlung im Sommer und einen massiven Wärmeverlust in der kalten Jahreszeit, verbunden mit hohen Heizkosten. Ausserdem galt ihre Sorge dem allzu grellen Lichteinfall: Ein zu heller Raum entspreche weder dem Wesen einer Kirche, noch sei dies von Vorteil für die Zuhörer, die durch zu aufdringliches Licht schnell ermüdeten. Darum forderte die kirchliche Baukommission, die grosse Fensterfront auf ein «vernünftiges» Mass zu reduzieren. Insbesondere im Bereich der Eingangstüren, der Vorhalle und Empore sollte ihrer Meinung nach auf eine Durchfensterung zugunsten einer ruhigen Mauerfläche verzichtet werden.²³ Letztlich vermochten die Architekten auch hier die Bedenken der Bauherrin zu zerstreuen, und diese stimmte – im Wissen, damit ein Wagnis einzugehen – der

21 AERK-BS, Nr. J 8.002, J 8.004 und J 8.006, Bericht des Preisgerichts zur engeren Konkurrenz vom 24. März 1933.

22 Ebd., Schreiben von Egender & Burckhardt an die Baukommission der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt vom 12. April 1935.

23 Ebd., Begutachtung der abgeänderten Pläne durch das Preisgericht vom 26. Juni 1933.

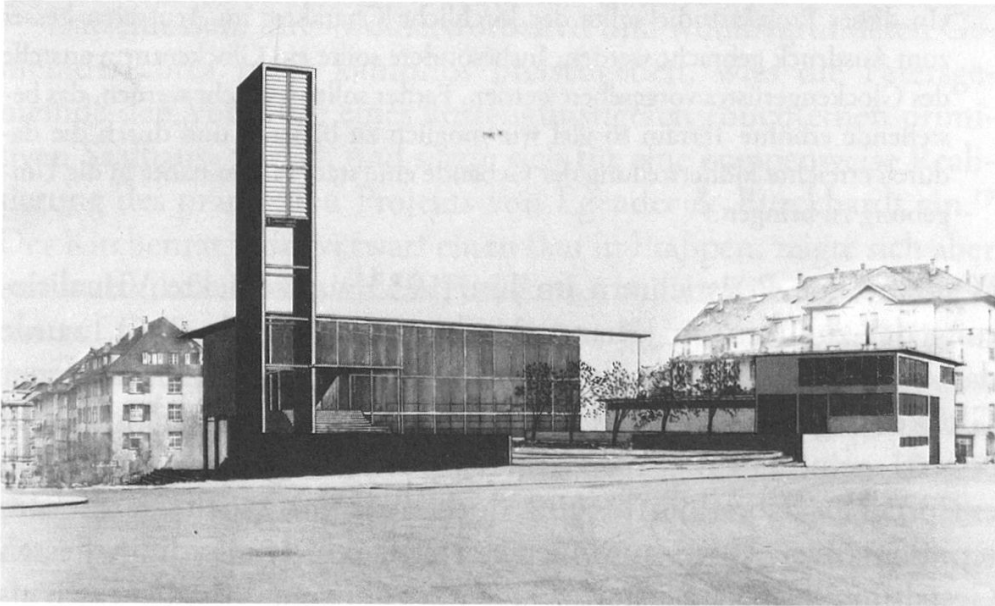


Abbildung 3

Undatierte Visualisierung des reduzierten Projekts von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt: Entwurf mit offenem Turm und Lamellen. Foto: gta Archiv ETH Zürich, Nachlass Karl Egender und Ernst F. Burckhardt.

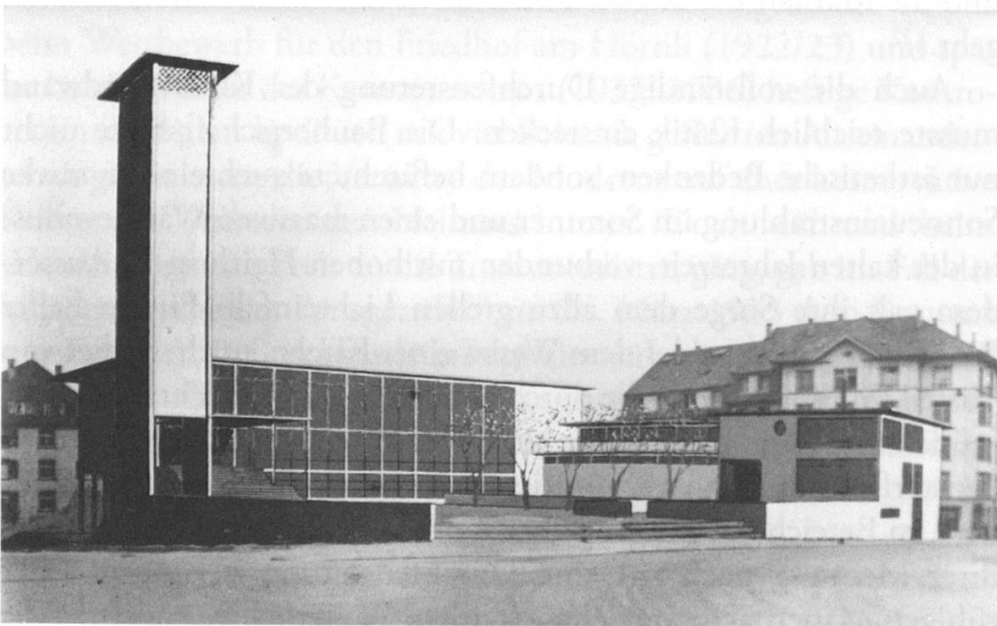


Abbildung 4

Undatierte Visualisierung des reduzierten Projekts von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt: Entwurf mit geschlossenem Turm. Foto: gta Archiv ETH Zürich, Nachlass Karl Egender und Ernst F. Burckhardt.

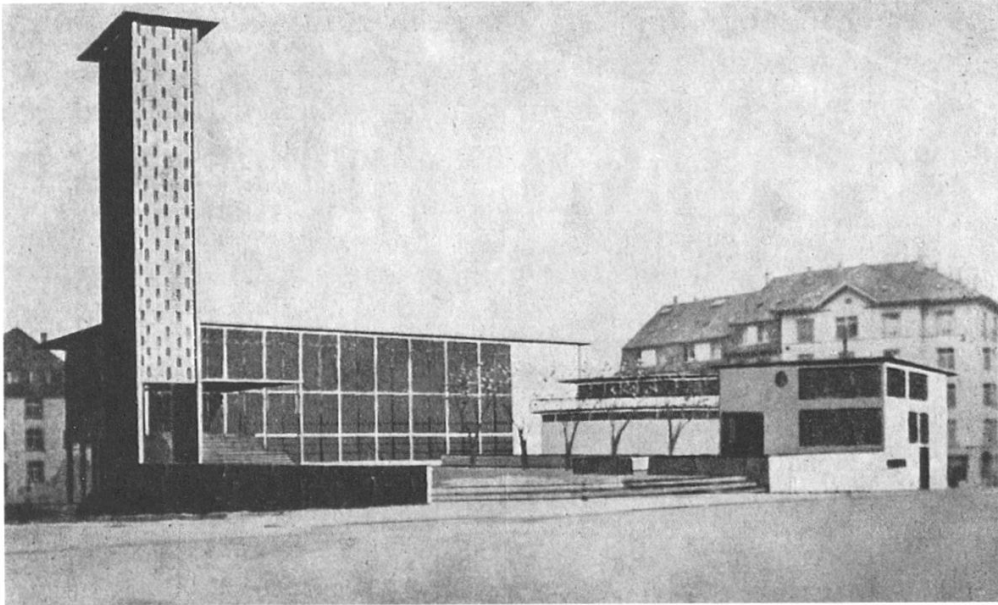


Abbildung 5

Undatierte Visualisierung des reduzierten Projekts von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt: Entwurf mit geschlossenem Turm mit Lochmuster. Foto: Gemeindeblatt St. Peter 1934, Nr. 2 (Juni).

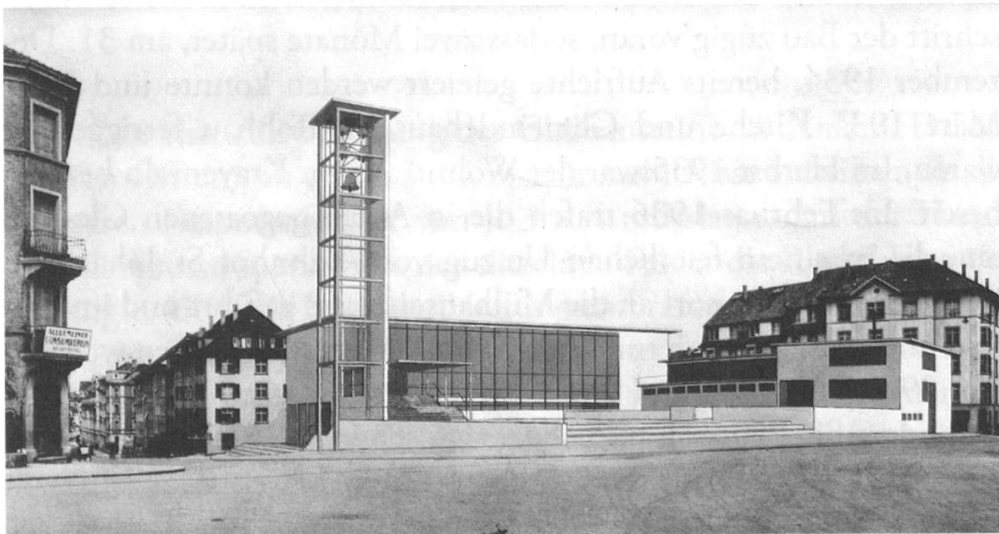


Abbildung 6

Undatierte Visualisierung des reduzierten Projekts von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt: Entwurf mit offenem Turm. Foto: gta Archiv ETH Zürich, Nachlass Karl Egender und Ernst F. Burckhardt.

vollständigen Auflösung der Schauseite durch Glasbausteine zu: «Deren Realisierung bedürfe jedoch», so die kirchliche Baukommission, «in technischer Beziehung eines weiteren sehr genauen Studiums».²⁴

2.3. Erster Spatenstich und Bau der St. Johannes-Kirche

Nachdem die Synode die veranschlagten Fr. 805 000.– für die Erstellung der Johanneskirche trotz Überschreitung des Budgets um einen Drittel genehmigt hatte, stand dem Bau nichts mehr im Weg. Am 13. September 1934 erfolgte der erste Spatenstich. Um der damaligen massiven Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, verzichtete man beim Erdaushub auf den Einsatz von Baggern, dafür wurden trotz Mehrkosten 40 arbeitslose Gemeindemitglieder beschäftigt. Auch galt die Weisung, bei der Vergabe von Arbeiten wenn immer möglich Gemeindeangehörige und Mitglieder der reformierten Kirche zu berücksichtigen.

Am 3. Oktober begann die Firma Preiswerk & Cie. mit den Beton- und Maurerarbeiten nach den Plänen des Ingenieurs Robert Gsell. Dank moderner Baumaterialien und Konstruktionstechniken schritt der Bau zügig voran, sodass zwei Monate später, am 31. Dezember 1934, bereits Aufrichte gefeiert werden konnte und Ende März 1935 Kirche und Gemeindehaus im Rohbau fertiggestellt waren. Im Herbst 1935 war der Wohntrakt am Krayenrain bezugsbereit. Im Februar 1936 trafen die in Aarau gegossenen Glocken ein, die in einem feierlichen Umzug vom Bahnhof St. Johann zu ihrem Bestimmungsort an die Mülhauserstrasse geführt und im Beisein und mit Hilfe von rund 500 Schulkindern aufgezogen wurden. Am 29. März 1936 fand die Einweihungsfeier statt. Für viele, insbesondere für Pfarrer Jon Eya, der sich schon 1915/16 für den Bau einer Kirche eingesetzt hatte, dürfte es ein bewegender Moment gewesen sein, als Karl Egender dem Präsidenten des Kirchenrats, Pfarrer Alphons Koechlin, den Schlüssel der Johanneskirche überreichte.

Wie von der Bauherrschaft befürchtet, stellten sich bereits wenige Monate nach Vollendung des Baues Probleme bei der Glaswand (Abb. 7) ein. Aufgrund thermischer Spannungen zeigten sich in einzelnen Glasbausteinen erste Risse. Die Anzahl gesprungener Steine stieg rasch an, sodass sich die Verantwortlichen gezwungen

24 AERK-BS, Ratschlag Nr. 113 betreffend Erstellung der St. Johannes-Kirche auf dem kirchlichen Bauland an der Metzgerstrasse, der Synode vorgelegt am 19. April 1934.

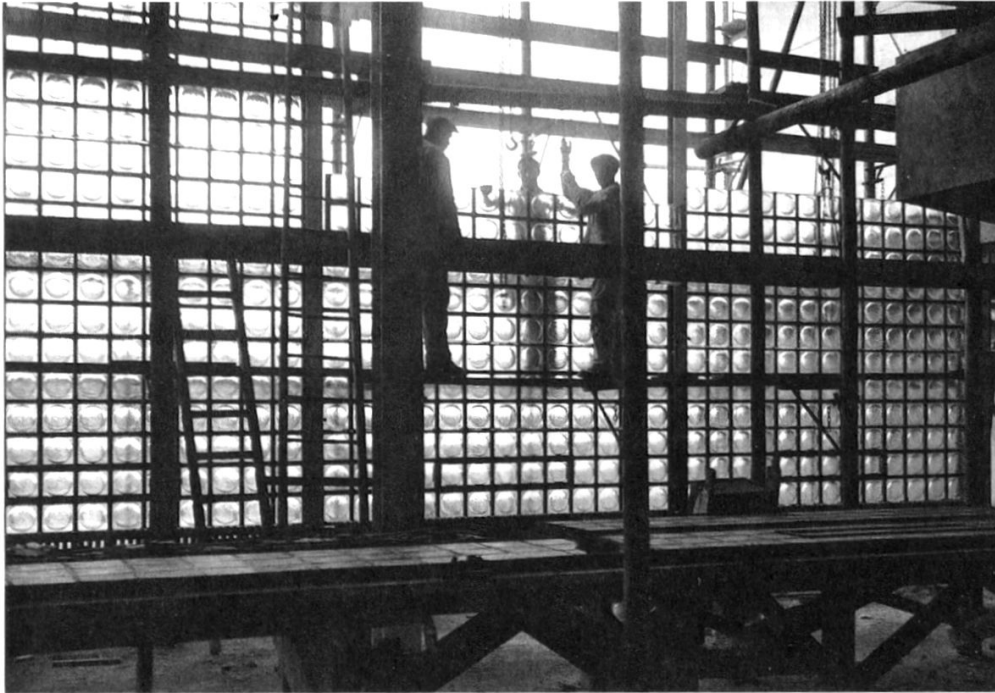


Abbildung 7

Basel, reformierte St. Johannes-Kirche. Architekten: Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, 1934–1936. Einbau der Glaswand. Foto: Basler Denkmalpflege.

sahen, an eine Auswechslung der Glasbausteine zu denken. Da die grossen Öffnungen von je 3×7 m weit mehr Risse aufwiesen als die kleineren Emporenfenster von je 3×4 m,²⁵ lag es auf der Hand, dass die grosse Spannweite der einzelnen Felder die Rissbildung begünstigte. Über die Frage der Haftung entbrannte ein langer Rechtsstreit, der erst im Januar 1942 beigelegt werden konnte.

Nach nur zwei Jahren befand sich die Glasfassade in einem so desolaten Zustand, dass die Gottesdienste zeitweilig im Gemeindesaal stattfinden mussten. Daher beschloss die Baukommission im September 1939, die Glaswand mit doppelwandigen Glasbausteinen, sogenannten «Vaculithhohlsteinen», zu ersetzen. Man verzichtete dann allerdings darauf, dies auszuführen, da die Frage der Haftung noch nicht geklärt war. Im Juni 1940 schlugen Egender & Burckhardt einen Glasträger aus Holz vor: In die bestehende Eisenkonstruktion sollte eine innere und äussere Holzrahmenglaswand mit je 90 Feldern festgeschraubt werden. Doch tauchten im September 1943 neue Pläne auf, die eine Glaswand bestehend aus einer

²⁵ AERK-BS, Nr. J 8.002, J 8.004 und J 8.006. Eingebaut wurde der Glasbaustein «Nevada» mit den Massen $20 \times 20 \times 4$ cm.

äusseren Betonfassung mit hellen und dunklen Termalux-Glasscheiben und einer inneren Holzrahmenglaswand vorsahen. Eingebaut wurde diese neue Glaswand im Sommer 1945.²⁶ Damit wurde eine Rasterfassade von skulpturaler Wirkung geschaffen, der deutlich anzusehen ist, dass ihr Entwurf zu einer Zeit entstand, als die «rigide Ästhetik der Sparsamkeit» – wie Dorothee Huber den formalen Rigorismus des Neuen Bauens bezeichnet – bereits einer Revision unterzogen worden war, die ihrerseits «im Zeichen dekorativer oder regionalistischer formaler Vielfalt stand».²⁷

3. Die St. Johannes-Kirche: Form und Konstruktionsanalyse

3.1. Konstruktion

Die nach langer Planung auf einem der damals letzten grösseren leerstehenden Areale des St. Johann-Quartiers erbaute Johanneskirche ist ein Stahlskelettbau, ausgefacht mit Back- und Glasbausteinen. Ihr Tragsystem besteht aus industriell gefertigten Stahlrahmen, sogenannten Rahmenbindern, die nicht nur grosse Spannweiten bei relativ geringer Profilstärke ermöglichen, sondern auch den Vorteil beträchtlicher Material- und Arbeitszeiterparnis mit sich bringen. Der Vorzug des Skelettbaus liegt darin, dass tragende und nichttragende Teile voneinander getrennt sind und die einwirkenden Kräfte im Gegensatz zum Mauerwerksbau nur über bestimmte Trageglieder wie Balken und Stützen abgeleitet werden. Dadurch können Grundriss und Fassade frei gestaltet werden.

Wie auf einer Konsole lastet das Dach der Johanneskirche auf den fünf vorproduzierten biegesteifen Querrahmenbindern, deren Stützen auf der Rückseite in der Längswand eingeschlossen sind, zum Hof hin jedoch frei hinter der entlasteten Glaswand stehen und dort so abgeschrägt sind, als würde das Dach frei auskragen. Den unverputzten eisernen Stützen vorgezogen und durch Querstreben zusammengehalten sind in einem Verhältnis von 1:2 bedeutend schlankere Eisenstützen, zwischen denen die ursprüngliche Glasbausteinwand und jetzige Beton- und Holzsprossenwand eingebunden ist. Auf beiden Seiten der horizontalen Träger sind Stege als Auflage für das Deckengebälk aus I-Eisen angeschweisst. Auf diesen sekun-

26 Ausführer Baumeister war der Architekt Hans Egger, siehe Staatsarchiv Basel-Stadt, Bauplanausgabe (Mülhauserstr. 145, Baubehören von 22.5.1945).

27 Artikel «Neues Bauen», in: Historisches Lexikon der Schweiz, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11188.php>.

dären Metallprofilen liegen isolierende Dachplatten aus Ziegelschrotbeton, die mit einer Bimsschicht überzogen sind. Zugleich dienen die Profile als Auflage für die Deckenuntersicht, bestehend aus naturbelassenen Sperrholzplatten aus Birke. Die horizontalen Träger der Rahmenbinder verlaufen gegen die Mitte hin leicht konisch und erhalten dadurch die Form eines langgestreckten flachen Giebels. Dies gibt dem Kupferblechsatteldach eine minimale Dachschräge, denn auch die hölzernen Doppeldachlatten, auf denen die Kupferblech-Eindeckung aufgezogen ist, sind konisch ausgebildet. Nicht nur das Dach mit seinen neuen Materialien und industriell vorgefertigten Teilen, sondern die Johanneskirche als Ganzes ist ein sehr leichter und kostengünstiger Bau, dessen Stahlskelettbauweise sich grundlegend von Karl Mosers Antoniuskirche und deren teurer Massivbauweise²⁸ unterscheidet.

3.2. *Form*

3.2.1. *Der Grundriss*

Dank der neuen Tragkonstruktionen konnten sich Egender & Burckhardt von den herkömmlichen, an die statischen Gesetze von Stein- und Holzkonstruktionen gebundenen Grundrissmöglichkeiten lösen. Gleichzeitig führten neue räumliche Anforderungen für Liturgie und Predigt, Orgel und Gesang zu funktionalen Grundrissen. Für eine protestantische Kirche bedeutet dies in erster Linie gute Hörbarkeit und Sicht von allen Plätzen aus und damit möglichst Stützenfreiheit und Konzentration des Grundrisses. Bei der Johanneskirche äussert sich dies in einer «Annäherung an den Typus der Aula»,²⁹ wenngleich ihr Kirchenraum in Joche gegliedert, eine Organisation in drei Schiffe angedeutet und der Chorbereich betont ist. Die Architekten folgten damit vertrauten architektonischen Mustern in der langen Tradition des christlichen Kirchenbaus und rückten von einem vollständigen Bruch mit historischen Grundrisstypologien ab.

28 Die Aussenhülle der Antoniuskirche besteht aus einer doppelten Eisenbetonwand mit innerer Dämmschicht aus Tonhohlkörpern, vgl. Dorothee Huber: Im Sinne menschlicher und rationeller Anschauung, in: Die Antoniuskirche in Basel. Ein Hauptwerk von Karl Moser, hrsg. von der Römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt, Basel [etc.] 1991, S. 31.

29 Dieter Schnell: Auf der Suche nach der Kirche, in: Schweizer Ingenieur und Architekt, Jg. 117(1999), Nr. 25, S. 556–559.

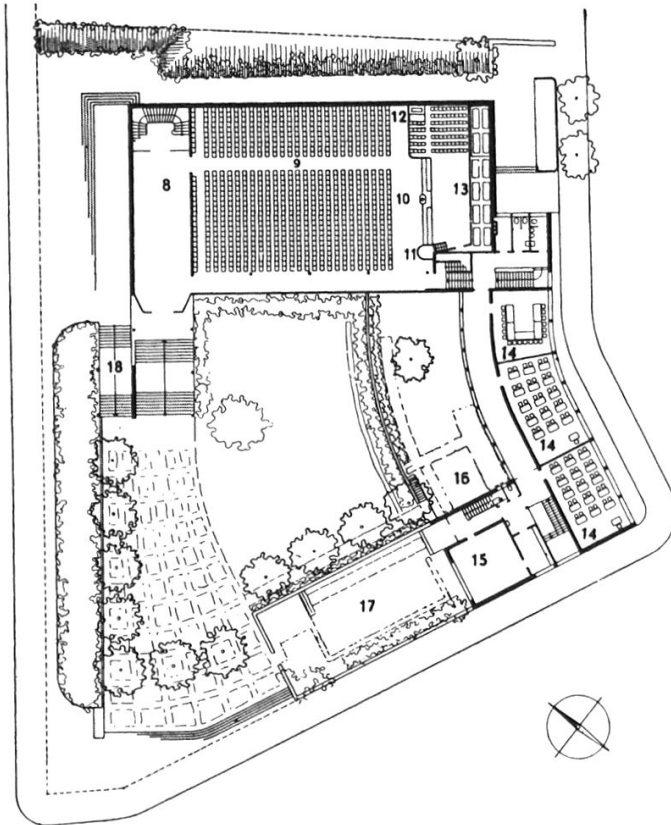
Ihr zweistöckiger Saalbau zeichnet sich durch einen einfachen, aus der seriellen Ergänzung der Rahmenbinder entwickelten, rechteckigen Grundriss aus (Abb. 8). Die in der Konstruktion begründeten Joche bilden dabei den Grundrhythmus der Kirche und legen nebst der Disposition der Räume auch die Gestaltung der Fassade fest. Von den sechs entstandenen Jochen zu je 6 m nimmt die Vorhalle ein Joch ein, während der orthogonale, leicht erhöhte Chor, der sich nischenförmig vom Langhaus abhebt, ein weiteres Joch beansprucht. Vertikal wird der flachgedeckte Saal durch die in den Kirchenraum vorkragende Empore gegliedert, die als Block hineingestellt ist, und zwar im Sinne der ineinander geschobenen offenen Raumvolumen des von der holländischen De Stijl-Gruppe propagierten Raumkonzepts.³⁰ Aus den Massen der Johanneskirche – bei einer Breite von 19 m misst die Aussenlänge des Kirchentrakts 36,15 m, die Höhe des Kirchenraums beträgt 7,4 m, diejenige des Untergeschosses 5,4 m – lässt sich kein dem Gebäude zugrundeliegendes Einheitsmass und auch kein auf Gesetzmässigkeiten aufgebautes Gestaltungsprinzip erkennen. Trotzdem besticht der Kirchenraum durch seine «fein empfundene, gut abgewogene Baumasse».³¹ Wie Ludwig Hilberseimer, Architekt, Stadtplaner und Meister am Bauhaus, in einer Werkbundpublikation von 1927 erläutert, strebt die neue Baukunst nach einer Harmonie, die keine äusserliche schematische ist, sondern auf dem Gleichgewicht aller Elemente beruht, als «jeweiliger Ausdruck der gegenseitigen Durchdringung aller Elemente unter der Herrschaft eines gestaltenden Willens».³²

Auch das Gemeinde- und Pfarrhaus weist einen klar strukturierten und funktionalen Grundriss auf. Im Erdgeschoss reihen sich die Gemeinderäume entlang eines geschwungenen Ganges, welcher zur Metzgerstrasse führt, an die auch der Flügel mit dem Amtszimmer des Pfarrers stösst. Die serielle Raumaufteilung, die nicht nur das Erdgeschoss, sondern auch die Pfarrwohnung im Obergeschoss bestimmt, basiert auf dem Prinzip der Reihung gleicher Teile, das Walter Gropius bereits 1913 zum «ästhetischen Rüstzeug des mo-

30 Beim Raumkonzept, das von der Malerei der De Stijl-Gruppe um Piet Mondrian, Theo van Doesburg und Gerit Rietveld übernommen worden war, werden positiver Kubus und negativer Raumwürfel nicht addiert, sondern ineinandergeschoben und verschachtelt. Vgl. Winfried Nerdinger (Hg.): *Elemente künstlerischer Gestaltung. Eine Kunstgeschichte in Einzelinterpretationen*, München 1986, S. 100–102.

31 Ferdinand Pfammatter: *Betonkirchen, Einsiedeln 1948*, S. 88.

32 Ludwig Hilberseimer: *Internationale Baukunst*, Stuttgart 1927, S. 5.



Erdgeschoß mit Situation / Rez-de-chaussée et situation /
Ground-floor site plan.

1. Teeküche
2. Kinokabine.
3. Gemeindesaal.
4. Bühne.
5. Garderobe.
6. Sigristwohnung.
7. Keller.
8. Eingangshalle.
9. Kirchenraum.
10. Altar.
11. Kanzel.
12. Orgel-Spieltisch und Kirchenchor.
13. Orgel.
14. Unterrichtszimmer.
15. Studierzimmer des Pfarrers.
16. Sigristgarten.
17. Pfarrgarten.
18. Glockenturm.
19. Empore.

Längsschnitt.
Coupelongitudinale.
Long section,
1:800.

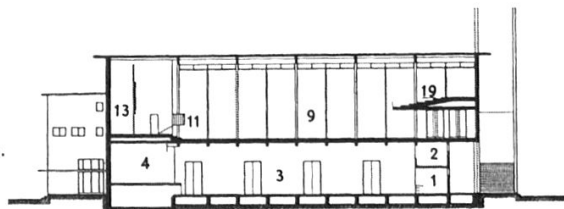


Abbildung 8

Basel, reformierte St. Johannes-Kirche. Architekten: Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, 1934–1936. Grundriss Erdgeschoss von Kirche- und Gemeindehaus-trakt. Abbildung: Max Bill: Moderne Schweizer Architektur, Basel 1949.

deren Baukünstlers» erklärte,³³ und resultiert aus dem Bestreben, optimale Wohnwerte durch einen rationell geplanten Wohnungsgrundriss zu schaffen, was nicht zuletzt bedeutete, alle Räume mit viel «Licht, Luft und Sonne»³⁴ auszustatten.

3.2.2. *Das Äussere*

Jeglichen Anflug von Monumentalität ablehnend, entschieden sich Egender & Burckhardt für eine horizontale Akzentuierung ihres Baus und stellten den Kirchentrakt quer zur vorhandenen Zeilenstruktur auf die Nordost-Grenze des Areals, während sich das niedrigere, an die Kirche angebaute Gemeindehaus der Krümmung des Krayenrains folgend bis zur Metzgerstrasse erstreckt. Im Gegensatz zur Antoniuskirche, die sich in die Strassenfront der mehrstöckigen Mietshäuser einreicht und sich so ganz in ihre Umgebung einordnet, betont die Johanneskirche durch ihre horizontale Lagerung ihre Eigenart und setzt sich von der Umgebung ab. Trotzdem ist sie kein in sich gekehrter Solitär, sondern öffnet sich sowohl durch ihre städtebauliche Setzung als auch in ihrer Funktion als Gemeindezentrum Quartier und Bevölkerung gegenüber. So ist der durch wenige Stufen vom öffentlichen Raum abgesetzte, baumbestandene Vorplatz nicht mehr traditionell abgeschiedener Kirchhof, sondern wird zum Ort der Begegnung und des Austauschs.

«Die primären Formen sind die schönen Formen, denn sie sind einfach zu lesen», lautet einer der «Leitsätze» von Le Corbusier in seinem 1922 erschienenen Klassiker «Ausblick auf eine Architektur».³⁵ Nach diesem Prinzip wählten die Architekten für ihren Sakralbau einfache kubische Formen, die sie im Baukastensystem den Bedürfnissen entsprechend gruppierten: Vor den quergestellten Haupttrakt, einen längsrechteckigen flachgedeckten Kubus, stellten sie den zum Kirchhof sich öffnenden Portalvorbau und seitlich davon den quadratischen, hochgezogenen Kubus des Turms, während sich auf der anderen Seite der flachgedeckte, L-förmige Wohn- und Gemeindehaus trakt in einer Rundung vom Hauptbau abdrehet und sich dabei in dessen südöstliche Ecke hineinschiebt. Trotz unterschied-

33 Walter Gropius: Die Entwicklung moderner Industriebaukunst, in: Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1913, S. 19.

34 In seiner 1929 erschienenen Schrift «Befreites Wohnen» stellte Sigfried Giedion Forderungen für das Wohnen des modernen Menschen mit seinen «vitalen Bedürfnissen nach Sonne, Licht und Bewegung» auf.

35 Le Corbusier: 1922, *Ausblick auf eine Architektur*, hrsg. von Ulrich Conrads und Peter Neitzke, 5. Aufl., Basel 2002, S. 21.

licher Höhen und Volumen bilden die einzelnen, als selbständige Körper ausgebildeten Bauteile eine geschlossene Baumasse, was auf ein übereinstimmendes konstruktives und gestalterisches Vokabular – klare kubische Gliederung, einheitlicher Verputz, gleichbehandelte, stark schattende Dachvorsprünge und -untersichten sowie zur Fassadengliederung bei Kirchen- und Nebentrakt eingesetzte Ablaufrohre – zurückzuführen ist. Durch die L-förmige, asymmetrische Anordnung wendet sich der Gebäudekomplex klar von der herkömmlichen repräsentativen Erscheinungsform der Symmetriefassade ab. Stattdessen bestechen die einzelnen Bauteile durch ihre aus Konstruktion und Funktion heraus entwickelte Gestaltung. Beim Kirchentrakt bestimmen die Rahmenbinder die Gliederung von Rückfront und Hoffassade, deren sechs Achsen die Joche im Innern wiedergeben. Die Aussenhülle von Gemeinde- und Pfarrhaus ergibt sich hingegen weniger aus der Konstruktion als aus den verschiedenen Aufgaben, die dieses Gebäude zu erfüllen hat. Seine unterschiedlich proportionierten Wandöffnungen verteilen sich frei über die jeweiligen Fronten. Eine Hauptfassade fehlt.

Sichtbar und materialgerecht eingesetzte Stahlträger, Beton und ursprünglich Glasbausteine besitzen eher industriellen Charakter. Dennoch zeigen Turm und Hauptportal mit der überdeckten, zweiläufigen Freitreppe, die zu den beiden eisengerasteten Glasflügeltüren hinaufführt, die sakrale Bestimmung des Gebäudes deutlich an, auch wenn sich der seitlich angebrachte Portalvorbau von der Tradition des axial zum Altar orientierten gewichtigen Kirchenportals abwendet. Wie schon bei der Antoniuskirche wird auch bei der Johanneskirche die bis anhin im Kirchenbau untergeordnete Seitenansicht zur Hauptansicht, die sich nebst dem erhöhten Bedeutungsanspruch der Eingangspartie auch durch ihre Durchfensterung auszeichnet. Durch einen dünnen Betonboden getrennt, erstreckt sich unterhalb der Glasbausteinwand ein sechzehnteiliges Fensterband, das Gang und Garderobe des Untergeschosses belichtet. Der bis zur äusseren Wand durchlaufende gläserne Streifen lässt den Bau abheben, und wäre nicht die geschlossene äussere Wand und das Treppenportal, die das Gebäude auf dem Boden halten, die Johanneskirche würde schweben. Der Verzicht auf einen Sockel, auf betonte Übergänge und Abschlüsse lässt erkennen, dass nicht der fest gegründete Bau das Ideal der neuen Baugesinnung ist, sondern das leichte, gewichtslose Gehäuse.

Die feingliedrige Glaswand ist nicht Trägerin oder Stütze des Baus, sondern einfache Verkleidung und Hülle des Gebäudes. Sie schützt zwar, doch sie trennt nicht wie die Mauer das Aussen vom

Innern feindlich ab, sondern stellt einen Übergang zwischen dem Innen- und Aussenraum her. Reste originaler Glasbausteine, die sich links und rechts der Eingangstüren befinden, zeigen, dass die Glaswand zwar durchscheinend, aber nicht durchsichtig war, weder Ein- noch Ausblicke erlaubte, sondern lediglich als transluzider Raumabschluss diente. Bis anhin beschränkte sich der Einsatz des industriell gefertigten Glasbausteins eher auf sekundäre Nutzungsstrukturen, auf Treppenhäuser und die Belichtung dunkler Winkel. Für Haupträume und Hauptfassaden wurde er kaum genutzt, und nur wenige praktizierten eine wirkliche Architektur des Glasbausteins. Die Wahl von Egender & Burckhardt ist daher ungewöhnlich, zeugt jedoch von Konsequenz. Nicht nur stellt die Durchfensterung mit Glasbausteinen eine äusserst ökonomische Lösung dar – Fensterglas in diesem Ausmass wäre unbezahlbar gewesen –, auch verhindert der sachlich nüchterne Raumabschluss alle Ornamentik und enthält sich damit jeglicher Pathetik.

Mit ihrem einseitig angebauten Glockenturm greifen die beiden Architekten auf das Vorbild des italienischen «campanile» zurück. Anders als in Italien zeichnet der freigestellte Turm nicht mehr allein die Kirche aus, sondern die gesamte Gebäudegruppe. Der auf zwei Betonplatten und ein Stahlskelett reduzierte Turm mit seinen freihängenden Glocken und der effektiv inszenierten Spindel-treppe enthüllt augenfällig seine Konstruktion. So werden seine Verbindungen und Verstrebungen, Nieten und Ösen zum gestalterischen Element.

3.2.3. *Das Innere*

Den Strassenlärm hinter sich lassend, schreitet der Kirchgänger über den baumbestandenen Vorplatz an der Turmrückwand vorbei die breite Vortreppe hoch und tritt durch eine der beiden mit bodenlangen Stossgriffen aus Rundstahl versehenen Glasflügeltüren in die Eingangshalle, einen durch den Einbau der Empore niedrig gehaltenen langgestreckten Raum, der lediglich vom Eingang her beleuchtet wird. Nach wenigen Schritten zweigt die Tür in den Kirchenraum ab. Nach dem ursprünglichen Konzept befindet sich ein zweiter Zugang zum Kirchenraum vor der Treppe zur Empore. Von dieser Tür führt ein Gang, der die schwarze Kinobestuhlung in ein Mittel- und Seitenschiff trennt, zur Sängerempore im Chorraum.

Beide Zugänge sind wie der ganze Kirchenraum (Abb. 9–10) asymmetrisch angelegt. Vom Eingang bei der Lichtwand her entfaltet sich der Blick daher auch nicht über den ganzen Raum, sondern

bleibt erstmals an der seitlichen Glaswand und dem an ihr entlangführenden Gang haften, folgt schliesslich den Eisenstützen und trifft auf die prominent an der Ecke des Choreinbaus angebrachte Kanzel, erfasst den metallenen glänzenden Orgelprospekt, die marmorne Stirnwand, bleibt kurz auf dem Abendmahlstisch ruhen und gleitet langsam über die dunkle Bestuhlung, die sich in strenger Ausrichtung zum Chorraum über die ganze Länge und bis zur seitlichen Kirchenrückwand erstreckt. Egender & Burckhardt verzichteten auf eine mystische Stimmung und wählten eine nüchterne Helligkeit für ihren Kirchenraum. Da sich die Beleuchtung in erster Linie über die hofseitige, nach Südwesten gerichtete Längswand einstellt, schreitet der eintretende Besucher nicht auf das Licht zu, wie dies bei belichteten Chorräumen der Fall ist, sondern entlang des Lichts. Dabei bietet der beinahe leere, lediglich durch schlanke Stützen verzierte Raum dem Lichteinfall nur wenig Gelegenheit zur Brechung und zur Entfaltung eines belebenden Schauspiels. Die einzige Dramaturgie erfolgt durch die Glaswand selbst, durch die prismatische Struktur der Gläser sowie deren Rasterung durch Betonfugen und Eisenstützen.

Trotz trennender Stützen und des um drei Stufen erhöhten Chors bleibt die Einheit des breit gelagerten Raums gewahrt, zieht sich doch die Decke über die ganze Länge durch, und auch die geschlossene Längswand erstreckt sich bis zur marmornen Stirnwand. Das durch die freistehenden Stützen gebildete Seitenschiff ist zu einem Zirkulationsgang reduziert, der sich durch seinen verputzten Abschluss von der restlichen Sperrholzdecke abhebt. Die eisernen Stützen, die den flachgedeckten Raum weitgehend rhythmisieren, gehen unter der Decke in Balken über, die den Saal in seiner ganzen Breite überspannen und auf der gegenüberliegenden Seite wie auf der bis zum Fensterband hochgezogenen Rückwand aufliegen, tatsächlich jedoch in Stützen übergehen, die in der Wand eingeschlossen sind. Die Unterzüge bilden zusammen mit den Querprofilen und den auf diesen aufliegenden Sperrholzplatten eine Art Kassettendecke, die durch ihre neuen, industriell gefertigten Materialien und die Offenlegung ihrer Konstruktion besticht. Durch die hofseitige Verjüngung der hell gestrichenen Querbalken gewinnt der Raum an Leichtigkeit und Eleganz. Dieser Ausdruck wird durch die beidseitigen durchgehenden Fensterbänder, die den Anschein erwecken, als setze sich das Dach vom Gebäudekörper ab, noch verstärkt.

Die seitlich angebrachte Kanzel überblickt zwar den ganzen Raum, doch ist die Mitte für den marmornen, aus der Mensa und

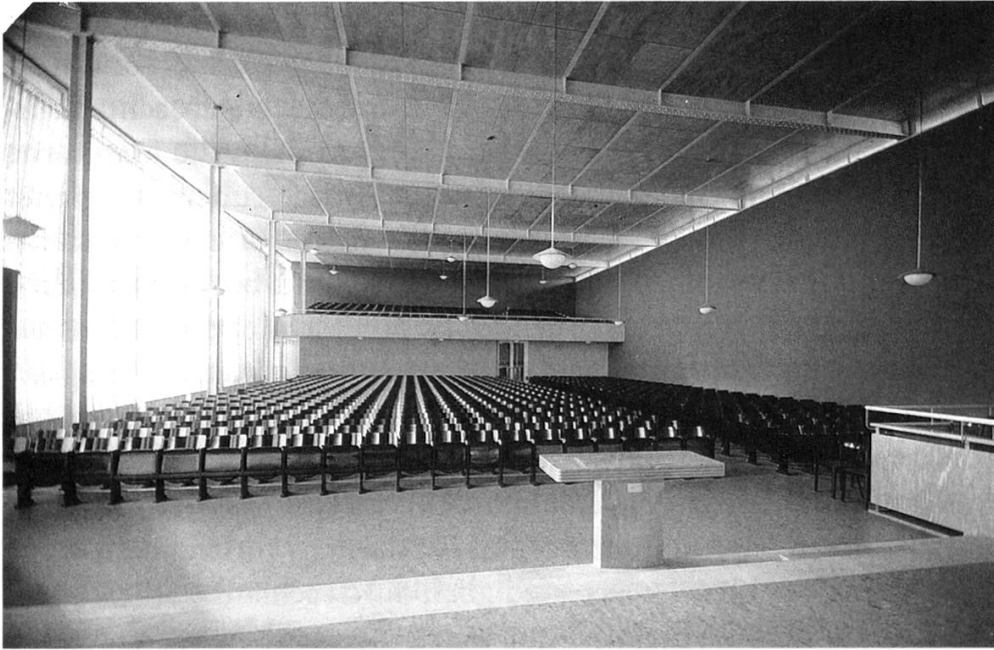


Abbildung 9

Basel, reformierte St. Johannes-Kirche. Architekten: Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, 1934–1936. Kirchenraum mit Blick auf die hintere Empore. Foto: Basler Denkmalpflege.

einem säulenförmigen Stipes bestehenden Abendmahlstisch reserviert, der aus der untersten Chorstufe gezogen wurde. Der leicht erhöhte Chor steht einer Bühne gleich leer und liegt im Dunkeln. Einzig seine Wandbekleidung aus hellgrauem Carraramarmor, der aus Kostengründen im Vorfeld stark umstritten war, zeichnet den vorderen Raumabschluss als Chorraum aus. Gemäss ihrer Bedeutung im Gottesdienst ist die Orgel prominent an der Stirnwand angebracht. Zwar verbirgt sich ein Grossteil der Orgel hinter dem marmornen Gitter, ihre Schauseite jedoch ist höchst effektiv inszeniert. Die Orgelpfeifen wachsen gestaffelt von links nach rechts an, so dass die grössten Pfeifen ganz rechts hinter der Kanzel stehen und der ganze Prospekt die Form eines Sheddaches einnimmt. Der serielle Charakter der Staffelung wie auch die deutlich sichtbare industrielle Bearbeitung des Orgelgitters unterstreichen die von den Architekten angestrebte Industrieästhetik. Dazu gehört auch der Eindruck von Technizität und Kraft, den man von der Empore aus gewinnt. Aus dieser Sicht wirken die Balken mächtig, die Konstruktion der Decke imposant.

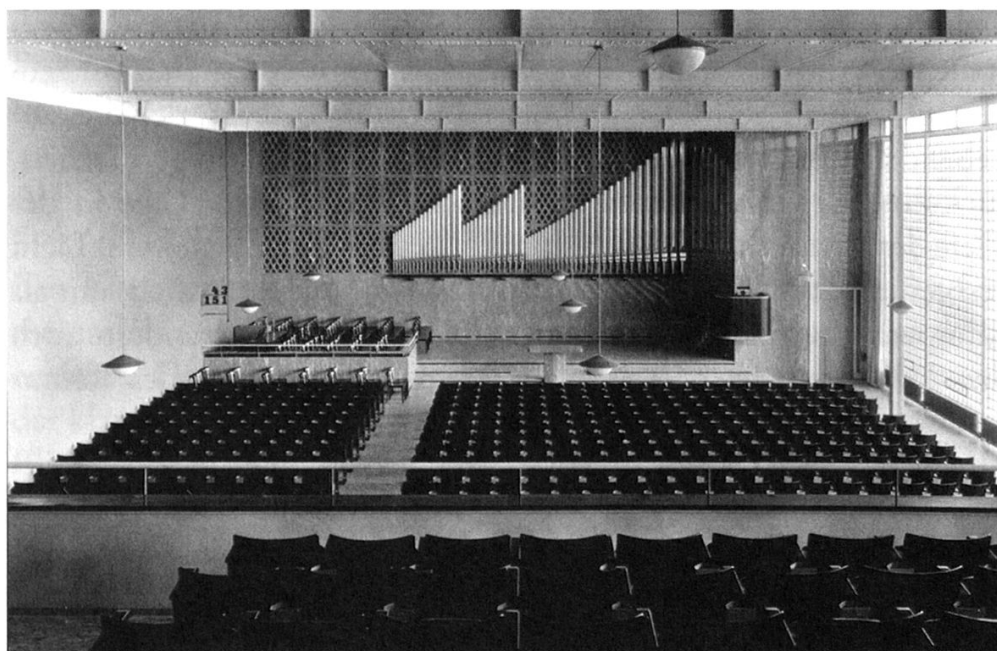


Abbildung 10

Basel, reformierte St. Johannes-Kirche. Kirchenraum mit Blick von der Empore auf Bestuhlung und Chorraum. Foto: Max Bill: *Moderne Schweizer Architektur*, Basel 1949.

3.2.3. *Architektur und Farbe*

Die heute weiss gehaltene Längswand des Kirchenraums war ursprünglich in einem lichten Ziegelrot gestrichen. Entgegen den verbreiteten Bildern weisser Kuben spielte farbige Architektur in der klassischen Moderne eine wichtige Rolle, vor allem im Innenraum war Farbe ein integraler, schon im Planungsprozess mitgedachter Gestaltungsfaktor vieler avantgardistischer Bauten. Le Corbusier zum Beispiel nutzte Farbe zur Manipulation der plastischen Sachverhalte, indem er wie in der Siedlung Pessac³⁶ hellblaue Wände zurückweichen und braune Elemente sich im Raum stabilisieren liess. Ausserdem holte er mittels Farbe die fehlenden Materialwerte seiner entmaterialisierten puristischen Bauten zurück.³⁷

In diesem Sinne lässt das ursprüngliche Ziegelrot der Kirchenrückwand der Johanneskirche an die dahinterliegende Backsteinmauer denken. Der rötliche Farbanstrich liess die Wand schwer und gewichtig erscheinen und erweckte die Vorstellung von Masse und

36 Die Siedlung Pessac liess Henri Frugès von 1925 bis 1929 von Le Corbusier für seine Fabrikarbeiter in der Nähe von Bordeaux erbauen.

37 Vgl. Arthur Rüegg: *Farbgestaltungen im Neuen Bauen der Schweiz*, in: *Archithese*, Jg. 24 (1994), Nr. 6, S. 25–40.

Erdung, was als Antithese zur Leichtigkeit und Transparenz zu verstehen ist, die der Raum mit seinen fast körperlosen Stahlstützen, der aufgelösten Südwand und dem durch die Lichtbänder sich abhebenden Dach vermittelt. Ausserdem dürfte die farbige Kirchenrückwand bei strahlendem Sonnenschein trotz ihrer Lage in der Tiefe des Raums hell geleuchtet und ein warmes, angenehmes Licht verbreitet haben. Das Rot der Längswand diene somit nicht nur als Kompensation für fehlende Materialwerte, sondern veränderte auch den Farbanteil des Lichts und erzeugte ein wohltuendes Raumgefühl.

4. Bauaufgabe Kirche

4.1. Baugesinnung

Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz bildete sich nicht aus einem umfassenden Bauprogramm heraus, sondern entstand, wie Georg Germann in seinem Standardwerk über den protestantischen Kirchenbau in der Schweiz aufzeigt, aufgrund «weniger Richtlinien und im Gefolge vorbildlicher Bauten».³⁸ Gerade in diesem Sachverhalt, dem Fehlen verbindlicher Richtlinien und präziser Anweisungen, vor allem in der «allerwichtigsten Frage, ob auch die reformierte Kirche ein Sakralbau sei oder nur eine Art gediegener Versammlungssaal», liegt laut Peter Meyer das Problem für den mit dem protestantischen Kirchenbau beschäftigten Architekten.³⁹

Der moderne Architekt, der sich nach Überwindung des Historismus nicht mehr auf ein klassisches oder mittelalterliches Formen-vokabular stützen konnte, musste nun Sakralität jenseits der konnotierten Einzelformen neu begründen. Die Frage, welche Gestalt diese neue sakrale Formensprache annehmen sollte, spaltete laut Peter Meyer Bauherren und Architekten in zwei Gruppen: Die eine halte am monumentalen Kirchentypus fest, der sich nicht selten durch eine geradezu sensationelle Ausbildung von Turm und Eingangspartie sowie einer Zentrierung des Innenraums mit Akzentuierung der Mittelachse und symmetrisch gegliederter Stirnwand auszeichne. Die andere Richtung, meist jüngere Architekten, die nach einer radikalen Erneuerung der Architektur strebe, versuche,

38 Georg Germann: Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz. Von der Reformation bis zur Romantik, Zürich 1963, S. 3–13.

39 Peter Meyer: Zum Problem des protestantischen Kirchenraumes, in: Schweizerische Bauzeitung 105 (1935), S. 225–234, hier S. 227.

die gehobene, betont feierliche Stimmung im Kirchenraum aus dem Profanen zu entwickeln, «durch eine ästhetische Steigerung und Intensivierung der praktischen Notwendigkeit».⁴⁰

4.2. *Die Johanneskirche als Sakralbau*

Der Kirchenraum der Johanneskirche ist ein ausgesprochener Gemeinschaftsraum, der seine breite Wirkung beim Eintreten sogleich entfaltet. Das liegt einerseits an der geringen Höhe, zum anderen an der klar und breit ausgelegten Grundrissdisposition. Gedanken und Blick werden nicht wie bei der gotischen Kathedrale über Dienst und Gewölbe nach oben gezogen, sondern wandern in die Breite, zum Nächsten. Die breit gelagerte Form mit der weitgespannten Decke bestimmt somit im Wesentlichen den von den Architekten beabsichtigten Gemeinschaftsgeist. Die Konstruktion der Johanneskirche ist nicht nur formbildende Kraft, sondern bestimmt auch die Wirkung und den Ausdruck des Kirchenraums. Die offen gelegten Eisenstützen stehen zurückversetzt hinter der Fensterwand und vermindern so den Eindruck allzu grosser Spannweite. «Dadurch geben sie dem Raum Massstab», erklärten die Architekten anlässlich einer öffentlichen Diskussion über den protestantischen Kirchenbau und gaben zu verstehen, dass der Kirchenbau als «ein Bauen für die Gemeinschaft» auch für den modernen Architekten eine wichtige Aufgabe sei. Wie bei jeder Bauaufgabe gingen sie dabei von den «Bedürfnissen und Gewohnheiten» der Menschen aus.⁴¹

Mit dem richtigen Mass dürften Egender & Burckhardt nicht nur ästhetisch ausgewogene Proportionen gemeint haben, sondern auch ein dem Menschen angemessenes Mass. Denn alles Monumentale, Übertriebene, Gekünstelte sei abzulehnen, «ein Festsaal für die Menschen zu Ehren Gottes» solle der Kirchenraum sein und nicht «zum übermenschlichen, monumentalen Denkmal für Gott werden».⁴² In diesem Sinne haben die beiden Architekten einen Raum geschaffen, der der Versammlung einer Gemeinde dient, die von Gleichstellung und echtem Gemeinschaftssinn bestimmt ist, was sich nicht zuletzt in den industriell genormten Rasterelementen, der alles überspannenden Decke, dem gleichmässigen Licht spiegelt. Für die Zürcher Architekten ist der protestantische Kirchenraum in erster Linie ein Predigtraum, der nach Schlichtheit und Klarheit ver-

40 Ebd.

41 Ebd., S. 231.

42 Ebd., S. 232.

langt. In der Reduktion auf das Wesentliche, auf Kanzel, Abendmahlstisch und Orgel, liegt eine dem Zweck des Raums angepasste Ernsthaftigkeit, die keine Ablenkung zulässt. Der einfache, klare Grundriss, die strenge, alles bestimmende Ausrichtung auf Abendmahlstisch und Kanzel hin, die weitgespannte Decke, die grosse ungegliederte Fläche der Längswand, die gleichmässige Abfolge der Stützen und Balken wie auch das beinahe spannungslose Licht vermitteln zudem eine Unaufgeregtheit und Ruhe, die der Konzentration auf den Gottesdienst dienen.

Die Ausbildung des Raumes ist stark vom Industriellen, Seriellen, von Raster und Addition bestimmt, was auf eine technisierte und ökonomisierte Wirklichkeit verweist. Durch diese Betonung und Hervorhebung von Konstruktion und industriellen Baustoffen ist die Symbolik nicht ausgeschaltet, sondern, wie bereits Luzi Dosch in seinem Beitrag im Ausstellungskatalog «Dreissiger Jahre Schweiz» festgehalten hat, auf das Konstruktive verlagert, «das in demonstrativer Offenlegung nicht mehr nur Hilfsmittel ist, sondern Ausdruck einer funktionalen Ästhetik».⁴³ Egger & Burckhardt entwickelten den Charakter der Johanneskirche aus deren Zweck und Funktion als Versammlungs- und Kultraum, aus der Konstruktion des Baus und dessen industriell gefertigten Materialien. Dieser nüchterne und funktionelle Charakter als Ausdruck von Sakralität scheint bei den Zeitgenossen eine gewisse Akzeptanz gefunden zu haben, wie eine Würdigung in der Tagespresse anlässlich der Einweihung der Johanneskirche zeigt:

«Die vollkommen neutrale Sachlichkeit gerade des Kirchenraums der St. Johannes-Kirche [...] mag dem Besucher des evangelischen Gottesdienstes da draussen erneut zu Bewusstsein bringen, dass es hier um etwas ganz anderes geht als um eine aus der Anschauung des Baus geschöpfte Stimmung und weihevoller Feierlichkeit: Im Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes steht das Wort; [...]»⁴⁴

Wie schon gezeigt, entbrannte bei der Überarbeitung der von den beiden Architekten vorgelegten Pläne eine heftige Diskussion über den Turm, dessen Bedeutung als signifikantes Zeichen des Kirchengebäudes zentral zu sein schien – eines Gebäudes, dessen Form und Inhalt in den Augen vieler auseinanderfiel und das, wie Peter Meyer es formulierte, «ebenso gut am Programm einer Fabrik oder einer

43 Luzi Dosch: Johanneskirche Basel 1934–36, in: Dreissiger Jahre Schweiz. Ein Jahrzehnt im Widerspruch. Ausstellung Kunsthaus Zürich, Zürich 1981, S. 198.

44 Die Johanneskirche, Basels neues Gotteshaus, in: Basler Nachrichten, Nr. 87, 28/29. März 1936, 3. Beilage.

Schule hätte entwickelt werden können». ⁴⁵ Erst durch die deutliche Zeichenhaftigkeit des Turms näherte sich die Johanneskirche der traditionellen Ikonographie der Kirche an. Doch rückten die Architekten den Kirchturm nicht in die prominente vordere Ecke, sondern entwickelten eine Gruppenanlage, die sich von der Umgebung zwar abhebt, aber nicht über sie stellt. Ihr Bauwerk will nicht imponieren, sondern im Dienste der Gemeinde stehen. Die Johanneskirche ist nicht der erste Bau der Basler reformierten Kirche, in dem sich die neue Baugesinnung manifestiert, frühere Bauten haben den Boden für das Bauwerk der beiden Zürcher Architekten vorbereitet.

4.3. Protestantischer Kirchenbau in Basel

Die Matthäuskirche, 1893–1895 nach Plänen von Felix Henry entstanden, wie auch die 1898–1901 von Robert Curjel und Karl Moser errichtete Pauluskirche sind beides kreuzförmige Zentralbauten, die in ihrem Innern bedeutende Neuerungen aufweisen, deren Erscheinungsbild jedoch durch dominierende Monumentalität und historisierende Formen geprägt ist. Mit dem Kirchgemeindehaus Oekolampad, 1930/31 von Emil Bercher und Eugen Tamm erbaut, kam es schliesslich in Basel zum ersten Neubau eines reformierten kirchlichen Gebäudes, das moderne Formen aufweist. Weit grössere Verwandtschaft mit der Johanneskirche als das «Oekolampad» und das 1931–1934 von Willi Kehl erbaute Zwinglihaus an der Gundelingerstrasse weist die 1931/32 von Rudolf Preiswerk erstellte St. Markus-Kirche im Kleinbasler Hirzbrunnenquartier auf.

Preiswerks breit gelagerter nüchterner Bau, der durch An- und Umbauten leider viel von seiner ursprünglichen Substanz verloren hat, setzt sich aus dem Kubus des Kirchenraums, einem seitlich vorgelagerten, niedrigeren Würfel mit einem kleinen Saal sowie einem breiten Portalvorbau zusammen. Der Kirchenraum ist wie die Johanneskirche ein Stahlskelettbau mit Backsteinausfachung, wobei hier die eisernen Stützen und Träger verkleidet sind. Einfache, zu einer Reihe verbundene Stühle aus Rohrstaahl und Sperrholz formen zwei asymmetrisch angeordnete Schiffe – eine Aufteilung, wie sie auch von Egender & Burckhardt gewählt wurde. Ebenso übernahmen diese in ihrem ersten Entwurf den einstigen Glockenträger der Markuskirche, eine einfache offene Eisenkonstruktion mit sichtbar aufgehängten Glocken. Der entscheidende Durchbruch der Johanneskirche erfolgte schliesslich mit der Offenlegung der Konstruk-

⁴⁵ Meyer (wie Anm. 14), S. 224.

tion und somit mit dem Schritt von der verkleideten zur demonstrativen Konstruktion, oder mit den Worten von Luzi Dosch: «von der Konstruktion als Hilfsmittel zur Konstruktion als Ausdruck». ⁴⁶

Allerdings geht aus Beiträgen in Zeitungen und im Kirchenblatt hervor, dass der profane Charakter der Johanneskirche auch auf heftige Kritik und Ablehnung stiess. Dies belegt ein Antwortschreiben des Kirchenratspräsidenten an ein Gemeindemitglied, das sich über die Gestaltung des Kirchenraums beklagte, der «ebenso Kino- oder Konzertsaal sein könnte»:

«Wir glauben, dass Sie den Architekten Unrecht tun, wenn Sie einfach von einer «Baumode» sprechen. Vielmehr steht hinter der ganzen Arbeit die ehrliche, erarbeitete Überzeugung von der Richtigkeit und Notwendigkeit gerade solcher Bauart in unserer Zeit. Die kirchliche Behörde, Baukommission, Kirchenrat und Synode haben dem Projekt als ganzem darum auch zugestimmt ohne damit zugleich jedem einzelnen Teil desselben ihren Beifall zu geben.

[...] Der Kirchenrat begreift sehr gut, dass vieles am Äussern und Innern des neuen Baues bei zahlreichen Gemeindegliedern starke Bedenken hervorruft. Aber wird das nicht bei jedem Bau der Fall sein, der originelle und neue Lösungen bringt? Besonders in der Beurteilung von Kirchenbauten sind wir sehr stark durch gefühlsmässige Eindrücke bestimmt. Aber sind diese Eindrücke immer richtig? [...] Welcher Stil entspricht am bestem dem Zweck des Gebäudes, der Verkündigung des Wortes Gottes? Passt die St. Johannes-Kirche nicht gerade in unsere Zeit, in der das Evangelium in einer Welt ohne alle Sentimentalität und Gemütlichkeit gepredigt wird?» ⁴⁷

4.4. Einordnung in den allgemeinen Kirchenbaudiskurs

Die Basler Johanneskirche gilt als erster Kirchenbau der Schweiz in konsequentem Funktionalismus. Dies in Abgrenzung zu den Kirchen des Neuen Bauens, die trotz Flachdach und Beton sakrale Monumentalbauten geblieben sind, so Karl Mosers Antoniuskirche mit ihrem hohen Kirchenschiff und dem mächtigen Turm wie auch Fritz Metzgers St. Karl-Kirche in Luzern (1932–34) und die von Alberto Sartoris im Walliser Loutier für die Abtei St-Maurice erstellte Bergkirche (1932), die durch eine Mittelapside und die Schräge des Pultdachs plastisch überhöht wurde. Egender & Burck-

⁴⁶ Luzi Dosch: Neues Bauen in der Schweiz. Gewerbeschule und Kunst-Gewerbemuseum Zürich 1930–33 im Werk von Karl Egender, Lizentiatsarbeit Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Zürich 1979/80, S. 80.

⁴⁷ AERK-BS, Nr. J 8.002, J 8.004 und J 8.006, Schreiben des Kirchenratspräsidenten vom 27. April 1936.

hardt hingegen lösten sich von der deutungsgeladenen Bauaufgabe «Kirche» und gingen in ihrem Entwurf von den Funktionen eines Versammlungsraums aus. Damit verpflichteten sie sich dem Grundprinzip des Neuen Bauens, das den Gebrauchswert der Architektur, deren Zweck und Funktion zur formbildenden Kraft werden lässt.

Indes lagen der Baukunst gerade im Kirchenbau unterschiedliche Vorstellungen zugrunde. Die Vertreter der traditionellen, konservativen Sakralbaukunst verwendeten den Begriff des Neuen Bauens vornehmlich als Kennzeichnung für eine antihistorische Bauweise und lehnten die ideologische Aufladung von Architektur durch die Avantgarde ab, die mit industriellem Bauen auch soziale Zielsetzungen verfolgte: Durch Typisierung, Normierung, Standardisierung sollte ein Bauen für die Massen ermöglicht werden, wobei gerade den profiliertesten Vertretern des Neuen Bauens bewusst war, dass es bei der Industrialisierung des Bauens nicht allein um ein technisches, sondern im Wesentlichen um ein sozial-ökonomisches Problem ging, nämlich um «die planmässige und rationelle Organisation des Zusammenlebens und die Gemeinwirtschaft in Produktion und Bodenausnützung»⁴⁸. Im Gegensatz dazu propagierte Fritz Metzger das Neue Bauen als Kategorie der Technik: Die fortgeschrittenste Ingenieurtechnik mit ihrem Potential zur industriellen Rationalisierung und die dazu geeigneten neuen Materialien wie Beton und Eisen sollten für den neuen Kirchenbau nutzbar gemacht werden.⁴⁹

Auf der Suche nach Quellen, aus denen die Erbauer der Johanneskirche schöpften, richtet sich der Blick zuerst nach Frankreich, wo nicht nur im Zweck- und Wohnungsbau, sondern auch im Kirchenbau schon früh neue Baumaterialien Einzug hielten. Mit der Kirche Notre-Dame du Travail (1899–1901) errichtete Jules Astruc in einem Arbeiterquartier von Paris den ersten Sakralraum in der Art einer Bahnhofshalle, mit einem Stützwerk aus Gusseisen, das an die Ingenieurskunst eines Gustave Eiffel erinnert und als Vorläufer der unverhüllten Stahlkonstruktion der Basler Johanneskirche angesehen werden kann. Ihre formale Durchbildung indes leitete Notre-Dame du Travail aus der Romanik und Gotik her. Auch Auguste und Gustave Perret hielten mit ihrer Betonkirche Notre-Dame du Raincy (1922/23) an gotischen Kirchenbautraditionen

48 Hans Schmidt: Industrialisierung des Bauens, in: Neues Bauen. Wanderausstellung des deutschen Werkbundes, Gewerbemuseum Basel, Basel 1928, S. 9.

49 André Rogger: «Alles sei ganz erneut» – Überlegungen zu Fritz Metzgers St. Karli-Kirche in Luzern, Lizentiatsarbeit Kunsthistorisches Seminar der Universität Basel 1994, S. 41.

fest, doch erzielten sie, indem sie die technischen und formalen Möglichkeiten des Stahlbetons voll ausnützten, eine ganz neue räumliche Wirkung, die Weite und Grosszügigkeit vermittelt.

In Deutschland waren es vor allem Dominikus Böhm, Rudolf Schwarz und auf protestantischer Seite Otto Bartning, die sich seit den frühen 1920er Jahren um eine Erneuerung des Kirchenbaus mit zeitgenössischen architektonischen Mitteln bemühten. Mit der von Otto Bartning 1928 auf dem Messegelände der Kölner Ausstellung zum Presse- und Buchwesen erbauten evangelischen «Stahlkirche» weist die Basler Johanneskirche einige Gemeinsamkeiten auf. So lösen beide Gebäude ihre Wände durch eine Glas-Stahl-Konstruktion auf und lassen die eiserne Tragkonstruktion unverhüllt. Doch während Bartning mit seinem technisch höchst innovativen Stahlskelettbau in Anlehnung an die Gotik einen betont sakralen Ausdruck suchte, begründeten die Architekten der Johanneskirche die Sakralität ihres Baus vorwiegend durch dessen Funktion.

Grösstes Betätigungsfeld des Neuen Bauens war der Wohnungs- und Siedlungsbau. Kirchen waren in diesem Umfeld selten. So stösst man etwa auf die Wohnbausiedlung Kiefhoek in Rotterdam (1925–1929) von Jacobus Johannes Pieter Oud, wo inmitten langer, weisser Reihenhauszeilen auch ein Gotteshaus steht. Vollständig in das Siedlungsemble integriert, weist sich das flachgedeckte Gebäude allein durch den beigestellten Turm, der nur wenig über den Baukörper hinausragt, als sakrale Architektur aus. Auch der nüchterne Innenraum von Ouds Bau unterscheidet sich kaum von einem einfachen Versammlungssaal. Am Eingang der Wohnbausiedlung stehend, übernimmt die Kirche eine primär städtebauliche und soziale Funktion. Aus ähnlichem urbanen Geist heraus ist auch die Basler Johanneskirche entwickelt, deren Architekten, vom Kirchenbau als sakraler Bauaufgabe wenig belastet, sich im Wesentlichen von städtebaulichen Gegebenheiten und der Idee des «Riegels» leiten liessen.

4.5. Neues Bauen: Ökonomie und Industrialisierung

Mit dem Haus Colnaghi in Riehen errichteten Paul Artaria und Hans Schmidt 1927 das erste Stahlskelett-Wohnhaus in der Schweiz. Im Fabrik- und Zweckbau indes wurden gusseiserne Tragkonstruktionen in Ausstellungshallen, Bahnhöfen oder Warenhäusern seit Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet. 1911 baute Walter Gropius zusammen mit Adolf Meyer in Alfeld an der Lahn eine Schuhleistenfabrik, die durch ihre revolutionäre Architektursprache neue

Standards setzte. Die gläsernen Wände, von der jeweiligen Tragkonstruktion vollständig getrennt, sind dabei als reine Vorhänge zwischen Innen- und Aussenraum gedacht. Eine Verfeinerung und Zuspitzung der Idee des transparenten, entmaterialisierten Raums erreichte Gropius 1926 beim Bau des Bauhaus-Gebäudes in Dessau, wo die Glaswände ebenfalls die Ecken des Baus umzogen und diesem eine kristallartige Transparenz verleihen.

Diese Transparenz und Leichtigkeit von Gropius' Werken, ihre Stahlskelettkonstruktion und gläserne Hülle beeinflussten viele nachfolgende Bauten, so auch die Basler Johanneskirche, auch wenn deren Glaswand nicht zuletzt aus Kostengründen aus Glasbausteinen «gemauert» war. Ausserdem weist der Bau von Egender & Burckhardt mit seinen auf drei Seiten geschlossenen Wänden nicht die Kühnheit der Fagus-Werke mit ihren stützenlosen Ecken auf, und auch nicht die optische Rasanz des Bauhaus-Gebäudes. Den Architekten der Johanneskirche ging es weniger um waghalsige Konstruktionen in zugespitzter, überhöhter Form, als um eine kostengünstige Lösung – eine Lösung, die in erster Linie funktional zu sein hatte, deren Charakter und Ausdruck jedoch durch die Konstruktion und die verwendeten Materialien bestimmt wurden.

Zum Leidwesen der vorwiegend jüngeren Architekten stiess der Stahlbau in der Schweiz schnell an die Grenzen des Möglichen. Der schweizerische Markt war zu klein und die Akzeptanz der Moderne zu gering, um zu einer günstigen seriellen Herstellung übergehen zu können.⁵⁰ Ausserdem stieg der Stahlpreis in den 1930er Jahren mit der militärischen Aufrüstung in Europa stark an. Gefordert waren daher pragmatische, kostengünstige Lösungen, etwa eine gemischte Konstruktion mit Stahlskelett und Backstein, wie sie Egender & Burckhardt bei der Johanneskirche realisierten. Die Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit machte die Erwartungen, die in die Industrialisierung des Bauens gesetzt wurden, schliesslich zunichte, wurden doch, statt die Entwicklung industrieller Bauverfahren voranzutreiben, zeitweise selbst einfache Maschinen von der Baustelle verbannt, um möglichst viele stellenlose Arbeiter beschäftigen zu können.

Gemäss den ökonomischen Richtlinien des Neuen Bauens legten die Architekten der Johanneskirche grossen Wert auf die Verwendung preiswerter Materialien und setzten vorwiegend handelsübliche Serienprodukte und industriell gefertigte Baustoffe ein.

50 Christoph Allenspach: Architektur in der Schweiz. Bauen im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1998, S. 112.

Sie nutzten diese jedoch nicht nur rein funktional, sondern billigten dem Material Werte zu, die den Ausdruck des Gebäudes bestimmten. Dadurch erhielten Materialien wie Sperrholz, Eisen, Linoleum, aber auch der Glasbaustein mit seiner prismatischen Struktur eine malerische Wirkung und wurden zu wichtigen Gestaltungselementen.

5. Fazit, oder: was lange währt, wird endlich gut?

Die Baugeschichte der Johanneskirche ist verknüpft mit der Erweiterung der Stadt Basel nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und der Entstehung eines neuen Arbeiterquartiers vor dem St. Johannstor. Die reformierte Kirchgemeinde St. Peter reagierte schon früh auf die besondere soziale Lage der neuen Einwohner und beschloss, in ihrem Aussenbezirk eine Kirche mitsamt Pfarrhaus und Gemeinderäumen zu errichten. Die Bewohner des äusseren St. Johannquartiers mussten sich aber noch viele Jahre in Geduld üben und auf ihr neues Gemeindezentrum warten, was nicht nur an den fehlenden finanziellen Mitteln, sondern auch am mangelnden Willen der Gesamtkirche lag.

Für diejenigen Gemeindemitglieder, die sich ihre neue Kirche als ähnlich repräsentativen Bau wie den der Antoniuskirche gewünscht hatten, endete das lange Warten mit einer Enttäuschung, kamen doch zur allgemeinen Unzufriedenheit über den profanen Charakter der Kirche noch die baulichen Mängel hinzu, die sich schon bald nach Fertigstellung des Gebäudes bemerkbar machten. Andererseits eröffnete die Johanneskirche mit dem dazugehörenden Gemeindefrakt vielfältige Nutzungsmöglichkeiten, was von der Gemeinde und deren Vereinen sehr geschätzt wurde und das Gemeindeleben bereicherte, wie die Basler Nachrichten anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der St. Johannes-Kirche festhielten.⁵¹ Mit bescheidenen finanziellen Mitteln und auf einem Areal, das sich weder durch seine Grösse noch seine städtebauliche Lage eignete, haben Egender & Burckhardt ein Gemeindezentrum errichtet, das den Ansprüchen und Anforderungen von Gemeinde und Quartier weitgehend entsprach. Noch heute erfüllen Pfarrwohnung und Gemeinderäume moderne Wohn- und Nutzungsbedürfnisse, während der Vorplatz mit dem breiten Treppenportal der Jugend als abendlicher Treffpunkt dient. Der Kirchenraum selbst besticht durch seine konstruktiv ehrliche, feinnervige und vorbildliche Durcharbeitung.

⁵¹ Basler Nachrichten, Nr. 106, 10. März 1961.

Obwohl der Bau von Egender & Burckhardt keine Vorreiterrolle beanspruchen kann, ist er der Avantgarde ebenso verpflichtet, wie er seinerseits Wirkung gezeitigt hat, auch wenn die ursprünglichen Intentionen der beiden Architekten aufgrund schwieriger finanzieller Rahmenbedingungen und aufgrund ungenügender Erfahrungen mit neuen Baustoffen nur bedingt umsetzbar waren. Dennoch überzeugt der Gebäudekomplex damals wie heute nicht zuletzt durch seine städtebauliche Setzung. Der langgestreckte rechteckige Baukörper des Kirchentrakts, der sich zum Kannenfeldplatz hin orientiert, liegt zurückversetzt auf der Nordost-Grenze des Areals und schafft dadurch nicht nur bestmögliche Lichtverhältnisse für alle Gebäudeteile, sondern auch eine Zäsur zwischen dem Kirchenhof und dem etwas tiefer liegenden Wohnquartier. Die Gebäude selbst betonen ihre Öffnung zum Quartier und sind ihrer unterschiedlichen Aufgaben entsprechend über mehrere Zugänge erschlossen. Trotz dieser betonten Öffnung ist es den Architekten gelungen, für die Bewohner private, vom öffentlichen Raum abgetrennte Bereiche zu schaffen. Während der Kirchentrakt quer zur vorhandenen Bebauung steht, folgt das Gemeindehaus dem Schwung des Krayenrains und fügt sich harmonisch in die dortige Häuserreihe ein. Gleichzeitig reiht sich die Eingangsfront des Pfarrhauses mit dem anschliessenden ummauerten Pfarrgarten nahtlos in die Flucht der Häuserzeile an der Metzgerstrasse ein. Dadurch nimmt die Mauer die im Quartier übliche Blockrandbebauung auf und zeichnet ein von Kirche und Gemeindehaus gebildetes Geviert nach.

Die Architekten liessen sich bei ihrem Entwurf im Wesentlichen von städtebaulichen Gegebenheiten, der Idee des «Riegels» und den funktionalen und finanziellen Anforderungen der Auftraggeber leiten. Trotz des industriellen Charakters zeigen Turm und Portalvorbau die sakrale Bestimmung des Gebäudes an. Auch der Innenraum mit seiner Einteilung in Joche, der Gliederung in Schiffe und die Betonung des Chorbereichs durch edlen Marmor widerspiegelt das Spannungsfeld, in das der Kirchenbau nach Überwindung des Historismus geraten war, determiniert einerseits durch den Versuch, Sakralität mit Mitteln der Moderne auszudrücken, und andererseits durch das eigene architektonische Erbe, das sich gegenüber allzu starken Brüchen als renitent erwies. Der endgültige Bruch mit den tausendjährigen Traditionen des Kirchenbaus erfolgte erst in den 1950er und 1960er Jahren.

Angesichts der ausserordentlichen Stellung, die die Kirche nicht nur innerhalb des Basler Kirchenbaus der Moderne, sondern auch im nationalen und internationalen Kontext einnimmt, wurde der

Kirchentrakt 1996 zu Recht ins kantonale Denkmalverzeichnis aufgenommen. Den Unterrichts- und Pfarrhaus trakt dagegen stellte man trotz kohärenter Gesamtanlage und trotz der untrennbaren baulichen Einheit von Kirche und Gemeindehaus erst im Jahre 2010 unter Schutz. Abgesehen von der ersetzten Glasbausteinwand ist der Bau von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt weitgehend integral erhalten.